Festbüchlein.

Eine Schrift für das Volk,

von

Dr. F. A. Krummacher.

Erstes Bändchen.

Der Sonntag.

Neueste verbesserte Auflage.

Reutlingen,
in der J. J. Mäcken'schen Buchhandlung
1813.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

„Tief sinket das Volk, wenn es keine Fest- und Freuden-Tage mehr hat.“

Pestalozzi.

Vorbericht.

Der Zweck dieses Festbüchleins ist, dem christlichen Volke Achtung und Liebe gegen seine Feste einzuflößen, und ihm zugleich den Sinn und die Bedeutung derselben zu entwickeln. Die Feste stellen das höhere Leben des Volkes dar, und sollen es zu diesem leiten und erheben. Auch das Festbüchlein möchte dazu gerne mitwürken. Und da ohne Religion kein höheres Leben, und die Feste eines christlichen Volks nicht anders als religiös seyn können: so sucht das Festbüchlein fromme Empfindungen zu wecken und zu beleben. — Die eigentlich christlichen Feste beziehen sich auf geschichtliche Ereignisse, die uns die heiligen Bücher aufbewahret haben. Diese Ereignisse will das Büchlein in Einfalt erzählen, oder auch besingen. — Die Feste sind helle Sonnentage zwischen den trüberen Erden-

tagen. Jene sollen diese erleuchten und erwärmen. Darum tritt die Natur und das häusliche und gesellschaftliche Leben an den Festtagen in heiterer und veredelter Gestalt hervor. So auch im Festbüchlein.

Und was nun die Form betrifft, so liegt diese am Tage. Es soll kein Lehr- und Lern-Gebäude seyn, sondern ein Festbüchlein; und es heißt: Sechs Tage sollst du arbeiten. So bringt es, was das Fest an die Hand giebt. Doch wünscht es, goldene Aepfel zu reichen, und gäbe sie gern, wie sich gebührt, in silbernen Schaalen. Beides ist schwer, und ein christliches Volk ist ein ehrwürdiges Gemeinwesen. Indeß wolle man bedenken, daß zu dem Feierkleide auch ein einfaches Blümchen wohlstehet und willkommen ist.

Das erste Büchlein handelt vom Sonntage, und soll gleichsam eine Einleitung zu dem Ganzen seyn, und also den Menschen in seiner Würde darstellen. Denn der Mensch ist nicht um des Sabbaths, sondern der Sabbath um des Menschen willen. — Dem Sonntage sollen die andern Hauptfeste, das Christfest, Neujahrsfest u. s. w. folgen. —

Daß der Sonntag in dem Büchlein auf dem Lande

gefeiert wird, hat keinen andern Grund, als weil man hier das Licht, die Luft und das Brod aus erster Hand empfäht. —

Einzelne Wörter sind auszeichnender gedruckt, um diejenigen Schullehrer, die das Büchlein gebrauchen können und wollen, aufmerksam zu machen, daß diese Wörter vor andern einer Erklärung und Versinnlichung bedürfen. — Die Lieder und Liedchen sind gedichtet, um gesungen zu werden. Möchten sie der Volksstimme zusagen! — Uebrigens könnte dem Festbüchlein kein größeres Lob bereitet werden, als aus dem Munde der kindlichen Einfalt. Das wollen wir ihm wünschen.

Zur zweiten Auflage.

Unser Wunsch ist erfüllet worden. Aus dem Munde frommer Einfalt wurde dem Festbüchlein ein Lob bereitet, dessen es — wir sagen dieses mit Ruhe ohne Eitelkeit — nicht unwürdig ist. Es hat, das wissen wir, in Manchem den Glauben gestärkt, daß das Gebot: du sollst den Ruhetag heiligen! ein göttliches ist. So war unser Zweck erreicht.

Auch der Gesang ist zu Klang geworden. Die meisten Lieder sind von A. Harder in Leipzig in Musik gesetzt. Dafür verdient er freundlichen Dank, der ihm auch vielfältig zu Theil geworden.

Die neue Auflage hat nur hie und da einige kleine Veränderungen erlitten.

Dem ersten Bändchen wird nun bald ein zweites, das Christfest, folgen.

Unser Wunsch ist, daß dieses Festbüchlein ferner unter Gottes Segen, so viel es vermag, mitwirken möge, dem geliebten teutschen Vaterlande das Heilige zu bewahren!

Kettwig am Tage Constantie. 1810.

K.

Die Liebe.

An einem frühen Sonntag-Morgen, im Monat Junius, kam der kleine Wilhelm zu seinem Vater, der ein Landmann war, und sprach zu ihm: Vater, gehn wir nun bald in die Wiese, das Heu umzukehren, und das trockene in runde große Schober zu häufen, und es dann einzufahren? O, wie freu' ich mich darauf! —

So redete der kleine Wilhelm, und faßte dabei seines Vaters Hand, als ob sie sogleich gehen wollten.

Aber der Vater antwortete: Nein, Wilhelm, heute gehen wir nicht in das Heu, und arbeiten nicht. Du weißt ja wohl, daß es Sonntag ist?

Ist denn der eine Tag nicht so gut, wie der andere? fragte der Knabe.

Ja wohl, sagte der Vater. Der eine Tag ist so gut, als der andere. Der liebe Gott lässet an dem einen wie an dem andern seine Sonne scheinen und regnen, und thut immer seine milde Hand auf und segnet. Bei Ihm ist kein Unterschied in Tagen und

Stunden. — Aber bei dem Menschen ist es nicht so, und soll nicht so seyn. Denn der Mensch ist zweierlei, mein lieber Wilhelm.

Als der Vater dieses sagte, sah ihn Wilhelm an. Den er wußte nicht recht, was der Vater meinete.

Da fuhr der Vater also fort: Siehe, mein lieber Wilhelm, du bist auch mein Kind auf zweierlei Weise. Alles, was du nöthig hast zu deinem Unterhalt und Leben, empfängst du von mir und deiner Mutter, Speise und Trank, Kleidung und Wohnuug, das Bett, worin du schläfst, und alles. Denn du hast ja von dir selber nichts. Wir geben dir alles, und das thun wir gerne. Denn wir haben dich lieb. Und, nicht wahr? du nimmst es auch gerne an?

Als der Vater dieses sagte, faßte der Knabe seine Hand, und blickte freundlich hinauf zu dem Vater.

Der Vater fuhr fort: Wer dich nun so siehet, wie du bei uns wohnest und mit uns alles genießest und von uns empfängst, was du bedarfst, der denkt leicht, du müßtest uns angehören und unser Kind seyn. — Aber denkst du auch wohl selbst daran?

Der Knabe antwortete gerührt: O ja, mein lieber Vater, aber so, wie jetzt, hab' ich es doch nie bedacht, und es wird mir dabei so eigen im Herzen, daß ich es nicht sagen und ausdrücken kann.

Lieber Wilhelm, sagte der Vater, das heißt, du bist dankbar. — Nicht wahr, du möchtest deinen Eltern wohl gerne vergelten, was sie an dir thun und ihnen Freude machen, wenn du könntest? du möchtest nicht gerne etwas thun, was deinen Vater

oder deine Mutter betrüben könnte. Und gesetzt, du hättest etwas Böses gethan — du wärest etwa ungehorsam gewesen, oder hättest eine Unwahrheit gesagt — nicht wahr? so würde es dich jetzt gereuen, du würdest betrübt seyn und dir vornehmen, es nie wieder zu thun? — Was meinest du? —

O ja, gewiß! sagte der Knabe, ich will dich und die Mutter nie betrüben. Ich will folgsam, freundlich und gehorsam seyn, und meinen Eltern Freude machen, wie und wo ich kann.

Da sprach der Vater: Erkennest du nun, daß du noch auf eine andere Weise unser Kind seyn kannst, als wenn du bloß mit uns issest und trinkest, und bei uns wohnest und schläfst? — O ja, mein lieber Vater, sagte der Knabe.

Und was wäre wohl das Bessere? fragte der Vater — wenn du blos von uns empfängst, ohne etwas dabei zu empfinden, oder wenn du mit Liebe und Dankbarkeit deiner Eltern gedenkest?

Wohl gewiß das letztere, sagte der Knabe. Und wie sollt' ich denn anders, als mit Liebe und Dankbarkeit ihrer gedenken, da sie mir aus lauter Liebe so viel Gutes erweisen!

Das ist recht! sagte darauf der Vater. Lieben, wie du geliebet wirst! beides gehört zusammen. Und Liebe kann auch nur die Liebe belohnen.

Darauf schwieg der Vater ein Weilchen stille, denn er war erfreut in seinem Herzen über die Aufmerksamkeit und Liebe seines Kindes.

Mensch und Thier.

Nach einigen Augenblicken fieng der Vater die Unterredung von Neuem an und sprach: Jetzt wirst du mich begreifen, wenn ich dir sage, daß auch der Mensch zweierlei sey.

Siehe, der Mensch genießet. Er genießt gar viel Gutes, nicht blos was er bedarf, um zu leben; — sondern auch vieles, was ihn erfreut und sein Leben verschönert. Siehe, unsere Felder stehen voll herrlichen Korns, Weizen und Rocken, woraus wir das Brod bereiten; unsere Gärten sind voll Früchte; auf den Bäumen Kirschen und Aepfel von allerlei Art, und zu deinen Füßen reifen die Erdbeeren. Wir säen und ärndten und sammeln in die Scheuren — alles um zu genießen. Und so gehet es jeglichen Tag und ein Jahr nach dem andern. —

Aber sind wir denn blos da, um zu essen und zu trinken, wie die Thiere des Feldes? Oder können wir auch dabei etwas denken und empfinden?

Ja wohl, antwortete der Knabe. Wir können dabei an GOTT denken, der alles erschaffen hat und uns alles schenket, was wir bedürfen und was uns erfreuet. Und wenn wir dieses denken, so empfinden wir Liebe und Dankbarkeit gegen Ihn.

Und was dünket dir denn das Schönste zu seyn, fragte der Vater — das Genießen oder das Denken und Empfinden?

Gewiß das letztere, antwortete Wilhelm: Denn

wenn das erste blos wäre, so würden wir ja nichts besser seyn, als die Thiere in unsern Ställen und auf dem Felde.

Ist denn der Mensch besser? fragte der Vater, und Wilhelm antwortete: Freilich wohl — er kann ja denken und empfinden, was die Thiere nicht vermögen.

Darauf sagte der Vater: Hast du wohl jemals ein Lämmchen aufmerksam betrachtet? Siehe, wenn es geboren ist, so sauget es an seiner Mutter und erkennet die Stimme seiner Mutter unter allen Schafen. Aber wenn es der Milch und Brust nicht mehr bedarf, so vergißt es die Mutter, und die Mutter erkennet es auch nicht mehr. Es neiget sein Haupt zur Erde, und suchet nun seine Nahrung. Das ist die Weise des Thieres. — Wenn aber ein Kindlein geboren wird, dann sauget es an der Mutter Brust, gleichwie das Lämmchen. Aber nach einiger Zeit lächelt es seine Mutter an, — das ist der erste Dank, den es ihr darbringt. Und wenn es anfängt zu lallen, so lallt es zuerst den Mutternamen. Dann erkennet das Kindlein die Mutter und den Vater, und hängt ihnen an mit Liebe und Dankbarkeit. Und in diesem Gefühl der Liebe erstarket dann das Herz des Kindes immer mehr, und dann erhebet es sich zu dem Glauben. — —

Der Vater schwieg bei diesem Worte und sah den Knaben an. Und Wilhelm fuhr fort und sprach: Zu dem Glauben, daß im Himmel ein großer lieber Vater wohnet, und daß der Mensch ein Kind sey des himmlischen Vaters.

Hier hast du ein herrliches Wort geredet, sagte

der Vater. Dein frommes unschuldiges Herz hat es dir offenbaret. Bleibe du immer fromm und unschuldig, setzte er hinzu, dann wirst du den himmlischen Vater immer besser erkennen.

Erde und Himmel.

Der Vater schwieg ein Weilchen. Darauf fragte er den Knaben: Was du so eben sagtest, mein lieber Wilhelm, ist das höchste und allerbeste, was der Mensch denken und empfinden kann und soll, und auch das natürlichste.

Denn was könnte natürlicher seyn, als daß ein Kind an seinen Vater denkt? Und was ist dem Herzen näher und erquickender, als das Gefühl der Liebe und Dankbarkeit? So ist dem Menschen der Gedanke an den himmlischen Vater eben so nahe und natürlich, als dem Kinde der Gedanke an seine Eltern. Es wäre erschrecklich, wenn der Mensch dessen vergessen könnte.

Dann würde er wie ein Thier seyn — sagte Wilhelm.

Schlimmer! antwortete der Vater. Denn das Thier kann ja nicht sich dazu erheben. Sein ganzes Wesen neiget sich von Natur zur Erde hernieder, so wie sein Haupt sich zur Erde neigt. — Aber der Mensch muß sich erniedrigen, bevor er des himmlischen Vaters und seiner hohen Würde vergessen kann. Denn darin besteht seine Würde, daß er göttlichen Geschlechts ist.

Siehe, Wilhelm, damit dieses nicht geschehe, soll der Mensch, wenn er die Woche über gearbeitet, und sich mit dem Irdischen beschäftiget hat, einen Tag ausruhen und nicht arbeiten. Es soll ihm dann von neuem recht deutlich und anschaulich werden, daß er nicht für die Erde bestimmt ist, die er bearbeitet, sondern einer höheren Welt angehöret.

Damit er in der Woche bei seiner Arbeit es nicht vergesse, soll er an jedem ersten Wochentage von neuem inne werden, daß er ein Kind und Hausgenosse des himmlischen Vaters ist, und daß er als ein göttliches Kind und Ebenbild wandeln und zu dem Himmlischen sich erheben müsse. —

Siehe, mein Kind, dazu soll die Ruhe des Sonntags bestimmt seyn.

Die Laube.

Nach diesem Gespräch in der frühen Morgenstunde kehrte der Meier mit seinem Söhnchen in das Haus zurück, ihre sonntägige Kleidung anzulegen. Als dieses geschehen war, lud der Meier seine Hausfrau zu einem Gang in den Garten, der neben dem Meierhofe lag. Die Mutter kam bald mit ihrem Töchterlein Hannchen, und Wilhelm gieng auch mit hinaus. Als sie nun in dem Garten angekommen waren, freuten sie sich allesamt des stillen heiteren Tages und der vielen schönen Gewächse und Bäume, die in dem Garten standen, und sahen in der Ferne die Kornfelder,

wie sie wogeten vom Winde, und den reichlichen Segen verkündeten, — und in der Wiese die runden duftenden Heuhaufen.

Darauf, indem sie in dem Garten auf und abgiengen, pflückte der Vater den Kindern Kirschen von den Bäumen, und zeigte ihnen die jungen Aepfel, wie sie an den Zweigen traubenförmig hiengen, und allmählig sich rundeten. Hannchen pflückte unterdeß einige Rosen und Nelken, band sie zu einem Blumenstrauß, und brachte ihn der Mutter, welche dem Kinde herzlich dankte für das Geschenk. Zu gleicher Zeit überreichte Wilhelm ihr auf einem großen Blatt die ausgesuchtesten Erdbeeren. Dem dankte sie auch. So waren die Kinder sehr vergnügt samt den Eltern, und sie setzten sich nun in die schattige runde Sommerlaube. Hier saß schon der alte Hausknecht Paul und hatte das jüngste Kindlein auf seinem Schooß. Da lachten die Kinder, daß er so heimlich da saß und auf einem so schönen Plätzchen. Denn sie hatten Paul sehr lieb.

Hannchen aber sagte: O wie ist es so schön, liebe Mutter, daß wir nun alle so beisammen sind!

Ja wohl, antwortete die Mutter, das können wir nicht alle Tage. Da geht Paul und der Vater auf den Acker, und ich muß in Küche und Keller, in Garten und Ställen herumspringen, und ihr seyd in der Schule, oder bei sonstigem Tagewerk. Aber am Sonntag, da ists anders. Es ist ein lieber freundlicher Tag, und füget die Hausgenossen alle zusammen, so daß sie sich untereinander und die Felder

und Gärten gemeinsam beschauen, und sich über einander freuen mögen!

Diese Worte der freundlichen Hausmutter gefielen dem Meier über die maßen, so daß er seinem lieben Ehegemahl die Hand drückte und zu Paul sprach: Paul, laß uns doch auch ein Liedlein anstimmen! Denn Paul verstand vielerlei Weisen und Lieder, weltliche und geistliche, und hatte sie immer in Bereitschaft; so unterweisete er auch die Kindlein im Gesange.

Darauf begann er und die Meierin, der Meier und die Kinder stimmten mit ein:

Der Sonntag *).

Seht, aus des Himmels goldnem Thor
Tritt unser Feier-Tag hervor!
Der Tag des Herrn! — Sein Angesicht
Umstrahlt der Morgenröthe Licht.

Sey uns gegrüßt, du Tag der Ruh!
Den Müden hauchst du Labung zu,
Das fröhlichstille Dörflein ruht
In deinem Schirm, und ist dir gut.

Willkommen uns im Festgewand!
Die Freude wallt an deiner Hand,
Die Einfalt öffnet dir die Thür,
Und schmückt ihr stilles Hüttchen dir.

---

*) Mel. Vom Himmel hoch, da komm' ich her — aber rasch gesungen, wie Luther wollte, der es für seine Kinder dichtete und componirte.

Wohl heißest du ein Tag des Herrn.
Er labte und erquickte gern
Den Müden, gieng so liebevoll
Umher im Lande und that wohl.

Du bist der Sonne Tag und Bild!
Wie sie mit Glanz die Erde füllt,
So beut dein holdes Angesicht
Der frommen Einfalt Freud' und Licht.

Ein Bote Gottes bringest du
Der stillen Erde Fried' und Ruh,
Und schwebest auf der Himmelsbahn
Den Brudertagen froh voran!

O hebe du mein sehnend Herz
Zu jener Heimath, himmelwärts!
Einst, durch der Morgenröthe Thor,
Ein Engel, schweb' auch ich empor.

Das klingt ja herrlich in der Laube und am Sonntagmorgen! sagte der Meier.

Ein gutes Liedlein, antwortete die Meierin, klinget ja überall und immer fröhlich und gut. — Vor allem wenn's einem Sonntag im Herzen und Gemüth ist, setzte der alte Paul hinzu.

Da sagte Hannchen: Ich kann auch ein Liedchen, das hat mich Paul gelehrt! Es ist aber kein Sonntagsliedchen. — — Das thut gar nichts, sagte die Mutter! Jedes gute und fröhliche Liedchen ist ein Sonntags-Liedchen. Denn am Sonntage muß man singen! Da muß alles höher und fröhlicher

gestimmt seyn. Und wenn das Wort einen höhern Flug nimmt, und gleichsam Flüglein bekommt, dann wird es Gesang. —

Der Vater und Paul lächelten über die Rede der Mutter. Das Mägdlein aber begann zu singen, und Wilhelm und auch die Mutter stimmten mit ein.

Die Laube *).

O wie so rund und fein
Steht unser Läubelein,
Kühl und bedeckt!
Da sitzt man still und froh
Und so versteckt.

Aus grünen Zweigelein
Ist unser Läubelein
Zierlich gewebt.
Und wenn die Lüftchen wehn,
Das Zweiglein bebt.

Und durch die Blättlein schlüpft
Der runde Strahl, und hüpft
Flink um uns her.
Nein solch ein Läubelein
Giebt es nicht mehr.

Und gleich den Täubelein
Sitzen im Läubelein
Wir klein und groß.
So wie ein Kindlein ruht
Im Mutterschooß.

*) Mel. Außer Harder's auch nach: „Wenn ich ein Vöglein wär" in Reichhards Liederspiel.

Im Anfang Läubelein
War auch ganz jung und klein,
Da wurd' es kraus;
Nun steht es freundlich da,
Und ist ein Haus.

Jetzt bin ich auch noch klein,
Bald werd' ich größer seyn,
Und fromm und gut.
Dann will ich auch erfreun,
Wie's Läublein thut.

Als Hannchen gesungen hatte, stand sie und sah gleichsam verschämt umher. Da nahm der Vater sie auf seinen Schooß und herzte das Mägdlein und rief: Brav, mein Töchterchen! dein Liedlein ist wohl auch ein Sonntagsliedchen, und hat mir schöner gefallen, als manches, das sie mit Pauken nnd Trompeten anstimmen. Paul soll schönen Dank haben, daß er es dich gelehrt hat. —

Das Kleine.

Indem der Vater die letzten Worte sagte, reichte er dem alten treuen Paul die Hand. Paul aber sagte: Es bedarf des Dankes nicht, denn es macht mir selber Freude, wenn die Kinder ein Liedchen singen können.

Da antwortete der Meier: Das weiß ich wohl; aber ich fühle auch, daß du unsern Kindlein eine Wohlthat erzeigest. Nicht blos dadurch, daß du sie singen lehrest. Denn der Gesang ist eine Gabe Got-

tes, das Herz des Menschen zu erfreuen. Und wer den Kindlein den Mund öffnet, der öffnet ihnen auch das Verständniß und Gemüth. Aber davon will ich nicht reden.

Was mich jetzt erfreuet, mein lieber Paul, ist, daß du sie wach und aufmerksam machest auf das Kleine.

Für die Kleinen, sagte Paul, gehöret ja das Kleine.

Ja, sagte der Vater, du liebest die Kinder, und wirst mit ihnen selbst ein Kindlein. Das ist die rechte Weise. Aber die kindliche Freude hüpfet und gaukelt von einem zum andern, wenn sie sich selbst überlassen bleibt. Nun trittst du hinzu, und befestigest den lieblichen Eindruck, und so erwächset ihnen aus der Freude ihres Herzens eine freundliche Blüthe. Das Blümchen und der Halm wird ihnen werth, weil es ihnen Freude und Belehrung reichet. Die kühle Laube stehet vor ihrer Seele, wie ein Kirchlein, oder auch wie das Bild eines wohlthätigen Menschen, der Andern Freude und Labung reichet.

Auch bringet ja, sagte die Mutter, die Natur alles aus dem Kleinen hervor, aus einem kleinen Kernlein den schattigen Baum, und aus vielen Bächlein den gewaltigen Strom.

Und so bleiben auch die Kinder bei ihrer Einfalt, und es eröffnet sich ihnen von selbst ein weites Feld unschuldiger Freuden, also daß sie daheim ihrer genug finden, und nicht draussen sie suchen. — Wenn ich auf das Feld gehe, so erscheinen mir die

Pflanzen als die Gespielen meiner Jugend, und es kehret mir bei ihrem Anblick die Zeit der Unschuld zurück, und keins dünkt mir gering und verächtlich.

Es ist ein schöner Sinn, sagte der Meier, auch das Kleinste nicht gering zu achten. „Die Biene ist das kleinste Vöglein, und bringet doch die süßeste Frucht."

Und wenn uns der Sonntag ein rechter Freudentag werden soll, so muß uns auch das Kleinste theuer und werth werden. Die kleinsten und unscheinbarsten Gaben des himmlischen Vaters sind oftmals die schönsten. Und er giebt einfältiglich, so daß man es nicht merket, und als ob es von selber käme. So ist auch das häusliche Leben am schönsten und freudenreichsten im Kleinen, und wer im Kleinen nicht dankbar ist, vermag auch nicht, im Großen dankbar zu seyn.

Darum ruhen wir auch am Sonntage, daß wir zu dem Großen auch das Kleine mit Muße beschauen und erwägen mögen.

Indem die Alten so redeten, baten die Kinder Paul, noch ein Liedchen zu singen. Da sang er folgendes:

Der fromme Hirt *).

An eines Bächleins Ufer stand
Ein Bäumchen schlank und kraus.
Hier kohr am weichbemoosten Rand
Ein Hirt sein Plätzchen aus.

*) Außer Harders auch nach der Melodie des Bänkelsanges: „Gieb blanke Schwester ꝛc."

Im Blattgesäusel mild und kühl
Umweht' ihn süße Ruh',
Und freundlich nickt' im Wellenspiel
Des Bäumchens Bild ihm zu.

Doch ach! vom Hochgebirge quoll
Des Wassers trübe Fluth,
Und auch im Thale braust' und schwoll
Hochauf des Bächleins Wuth.
Das arme Bäumchen bebte sehr,
Und schwankte auf und ab,
Das Bächlein aber wild umher
Dem Bäumchen wühlt' ein Grab.

Und als die Wasserfluth verschwand,
Da kam der Hirt heran,
Und ach! sein armes Bäumchen fand
Und blickt' es traurig an,
Und zog das Bäumchen sanft hinaus,
Und hob es rasch empor.
Da stand das Bäumchen schlank und kraus,
Und schattig wie zuvor.

Und horch! vom Bäumchen wundersam
Erscholl ein süß Getön;
Das Bächlein strahlte — sieh, es kam
Ein Jüngling wunderschön.
Er stieg empor aus heller Fluth,
Und sprach mit sanftem Ton:
Du warest liebevoll und gut!
Dein Wunsch sey auch dein Lohn.

Nein, rief der fromme Hirt, nicht Dank,
Noch Lohn gebühret mir!

Sieh, unser Nachbar ist so krank,
Für ihn, ach! fleh ich dir! —
Er soll genesen! sagte da
Des Engels holder Mund.
Da lief der Hirt, er kam und sah;
Der Nachbar war gesund.

Das Gebet.

Indem sie nun so vergnügt in der Laube bei einander saßen, redeten sie auch von dem Gebet. Da fragte Wilhelm: Muß man denn auch am Sonntage besonders beten?

Der Vater antwortete und sprach: Man muß ohne Unterlaß alle Tage beten. Aber am Sonntag hat man doch besonders Anlaß dazu. Da ist man frei von störender Arbeit und irdischem Trachten, und das Herz erhebet sich leichter. Und wenn du nun so alles bedenkst, was in vergangener Woche der himmlische Vater dir Gutes gethan, und schauest so ungehindert um dich her, und brauchst dein Haupt nicht zur Erde zu neigen, siehe, da wird es dir näher, zu beten. —

Da sprach der Knabe: Aber Vater ich kann noch nicht viel beten. —

Liebes Kind, antwortete die Mutter, es kommt nicht auf die Worte an. Siehe, wenn ich weiß, daß du mit dankbarem und liebevollem Herzen deiner Mutter gedenkest, so ist mir das eben so lieb, als wenn du es mir in Worten aussprichst. Aber der liebe Gott siehet auch und weiß alles, was du in dei-

nem Herzen empfindest. Und wenn du nun mit Liebe seiner gedenkest und mit dankbarem Herzen dich umschauest, so ist das auch ein Gebet.

Ich will dir eine Geschichte erzählen, die ich von meiner Mutter gehört habe. Da drüben in dem Gebürge lebte eine arme Wittwe mit fünf Kindlein, und sie hatte nur ein kleines Gärtchen und ein wenig Ackerland und eine Ziege. Davon lebte sie mit ihren fünf Kindern, und obwohl sie nicht Ueberfluß hatten, so fehlte es ihnen doch nicht an dem Nothdürftigen, und die Kindlein waren frohes Muthes und gesund. — Und eines Morgens, als die Mutter in der Frühe aufstand, um zu schaffen, und die Kindlein noch lagen und schliefen, deucht' es ihr wunderbar, daß es ihnen so wohl gieng in ihrer Armuth. Als nun die Sonne aufgieng, und die hohen Gipfel des Gebürges erglänzten im Morgenroth, da vermochte die Wittwe ihr Herz nicht länger zu halten. Sie streckte ihre gefalteten Hände gen Himmel, und betete mit Thränen. Aber sie vermochte nicht, auszusprechen, und ihr ganzes Gebet war nur ein einzig inbrünstiges Wörtlein: Oh! — und weiter nichts. — Und, was meinet ihr, sollte das nicht dem lieben Gott so wohl gefallen haben, als viele Worte?

Ach ja, gewißlich! — sagten die Kinder des Landmanns.

Nun, sagte der Vater, wer es kann, und sich so fühlet, der mag auch länger beten, und für sich alles aussprechen, wie ihm das Herz eingiebt. Wenn du größer wirst, Wilhelm, und ein frommes kindliches

Herz behältst, so wirst du schon von selber beten lernen. Denn ein frommes Herz ist einem guten Bäumchen zu vergleichen. Es bringet die Blüthe von selber, und aus der Blüthe die Frucht. Also auch das Gebet ist die Blüthe eines frommen kindlichen Herzens.

Die Betenden.

Darauf sprachen die Kinder zu dem Vater in der Laube: O lieber Vater, hier hast du noch niemals mit uns gebetet. Bete auch jetzt in der Laube mit uns. Da entblößte der Vater sein Haupt, und betete wie folget:

Lieber himmlischer Vater, o laß uns deine Güte und Liebe recht zu Herzen nehmen, damit wir dir ähnlich werden an Güte und Liebe. Dann wird es uns deinen Kindern leicht seyn, deinen Willen mit Freudigkeit zu vollbringen, wie die Engel im Himmel deinen Willen vollbringen. Wie viel Gutes giebst du uns an jedem Tage! Alles was wir haben und genießen, ist deine Gabe, du lieber gütiger Vater. Obwohl wir es nicht verdienen, so thust du uns doch immer wohl, und erweisest uns lauter Liebes und Gutes. O möchten wir doch auch unsere Brüder, alle Menschen so von Herzen lieben, wie du uns liebest und allen wohlthuest. Laß uns mit jedem Tage wachsen in allem was dir wohlgefällt, und hilf uns alles Böse von Herzen meiden. Du liebevoller heiliger Vater im Himmel, erfülle was wir mit kindlichem Herzen von dir bitten. Amen.

Darauf sprach die Mutter mit sanfter Stimme: Habe auch Dank du guter Vater, daß du uns fromme und gesunde Kindlein gegeben hast. Erhalte du sie mit unschuldigem Herzen, und mache sie alle recht fromm und gut, und laß deine heiligen Englein sie bewahren vor aller Gefahr und allem Bösen. Amen.

O ja, liebe Eltern, riefen gerührt die beiden Kinder — wir wollen gewiß fromm und gut werden!

Da nahm der Vater die Kinder zu sich und herzte sie und sprach: Sehet, liebe Kindlein, nun hat der Vater gebetet, und die Mutter hat gebetet, und ihr habt auch gebetet. — Darauf herzte die Mutter die Kinder auch und umarmte sie.

Die Sonntagskleider.

Jetzt giengen sie noch ein Weilchen im Garten umher und beschaueten von neuem die Bäume, Gewächse und Blumen. Die Kinder aber pflückten einen Blumenstraus und schmückten sich damit. Da fragte Hannchen die Mutter: Warum ziehet man am Sonntag seine besten Kleider an? — Und Wilhelm antwortete: Am Sonntag arbeitet man nicht, und verdirbt sich nicht seine Kleider, wie an Werkeltagen. Darum ziehet man dann seine Sonntagskleider an. Nicht wahr Mutter?

Da sprach die Mutter: Das ist wohl wahr — aber meinest du denn, das wäre alles?

Ja, fuhr Hannchen fort, und dann gehn die Leute in die Kirche; da muß man schön angezogen seyn.

Ja wohl, sagte die Mutter, am Sonntage freuet man sich und ist fröhlich, und da ziehet man sich gerne so an, daß alles ein freundlich und reinliches Ansehen hat. Bei der Arbeit ist man auch wohl fröhlich und guter Dinge, aber am Sonntag ist man doch noch besonders fröhlich. Denn man hat wieder eine Woche hinter sich, und die Arbeit ist vollbracht. Und nach wohl vollbrachter Arbeit läßt sich gut ruhen. Dabei denkt man denn, was der liebe Gott einem Gutes gethan hat, und noch thun wird. Kurz, der Sonntag ist ein Fest- und Feiertag, und da muß man ja auch Feierkleider anziehen, und äußerlich zeigen, daß man fröhlich und dankbar ist.

Worüber freuet man sich denn am Sonntag eigentlich? fragte Hannchen.

Die Mutter sprach: Man freuet sich dann vorerst schon, daß man ein Mensch ist, und kein Thier. Das Thier kann nur essen und trinken, aber der Mensch kann etwas weit besseres. — Möchtest du wohl solch ein Bienchen seyn, Hannchen? sagte die Mutter, indem sie eben vor dem summenden Bienenhause standen.

Nein, antwortete Hannchen, die können nur Honig und Wachs machen, einen Tag wie den andern, und wissen nicht, daß es Sonntag ist, und können nicht reden mit Vater und Mutter.

Und können auch nicht nachdenken, rief Wilhelm, und haben keine Vernunft, und wissen nicht was gut und böse, und recht und unrecht ist. Und den Honig machen sie nur so, und wissen nicht, wie?

Sie sammeln, sprach die Mutter, den Honig und Wachs aus den Blumen, aber wer die Blumen gemacht hat, davon wissen sie nichts, das weiß nur der Mensch. Nicht wahr, Wilhelm?

Ja, antwortete der Knabe, das weiß ich schon, obgleich ich nur ein Knabe bin, und wenig weiß. Der liebe Gott hat alles erschaffen, Himmel und Erde und alles, was darinnen ist, und er läßt alles wachsen, und giebt Sonnenschein und Regen, und sorget für Thiere und Pflanzen, und liebet die Menschen, und will, daß sie alle fromm und gut und glückselig werden sollen.

Ja wohl, mein liebes Kind, sagte die Mutter. — Er ist der liebe Vater aller Menschen, der uns alles Gute erzeigen kann und will. Der Mensch allein kann diese herrliche Wahrheit fassen und glauben. Aber woher weißt und glaubest du das denn?

Der Knabe sah die Mutter an und sagte: Wie sollte es denn anders seyn? Ich hab' es ja auch immer so gehört, und es ist ja so begreiflich.

Mein liebes Kind, sagte darauf die Mutter — wohl freilich! Aber es giebt doch viele Menschen, die das nicht so wissen. Betrachte hier einmal diese Bäumchen — sie waren jetzt an die große Baumschule des Vaters gekommen. — Vergleiche einmal diese veredelten Stämme mit jenen rohen unveredelten, die der Vater aus dem Walde hieher gebracht hat. Siehe, jene haben schon liebliche Blüthen getragen, und Aepfel und Birnen angesetzt. Diese aber sind noch rohe und stachelichte Knorren, und

bringen nur saure ungenießbare Schlehen und Holzäpfel. —

Ich weiß wohl, sagte der Knabe, du willst sagen, daß wir von dir, liebe Mutter, und vom Vater so gut belehret und unterwiesen werden.

Siehe, fuhr die Mutter fort, es giebt Menschen, die wissen und ahnden wohl auch, daß ein Gott ist — denn das liegt ja dem Menschen so nahe. Aber diese Menschen haben keine Freude an diesem Gedanken. Denn sie glauben entweder, daß er zu ferne von den Menschen sey, und zwar wohl ein gewaltiger Herrscher und allmächtig, der strafen und vernichten kann — aber daß er eben so gütig und liebevoll ist, wissen sie nicht. Er ist ihnen zu ferne. Darum können sie auch nur mit Furcht und Schrecken an Gott denken.

Andere Menschen aber wollten in der Thorheit ihres Herzens den Schöpfer des Himmels und der Erde zu den Menschen herniederziehen, anstatt sich zu Ihm zu erheben. So bekamen sie ein schwaches menschliches Gebilde an Gottes Statt; Gott selber aber blieb ihnen eben so fern und verborgen, wie zuvor. So haben sie auch keine Freude an ihrem Gott.

Wir aber wissen, daß „er nicht ferne von einem jeglichen unter uns ist, und daß wir in ihm leben und weben." — Wir wissen, daß er uns ein liebevoller Vater ist, und darum, wenn wir beten, sagen wir auch: Lieber himmlischer Vater. Und auch ein Kind kann leicht begreifen, was

das heißet, und welch ein frohes und erhebendes Gefühl es ist, daß wir den Herrn des Himmels und der Erde in Wahrheit also nennen dürfen.

Sehet, meine liebe Kinder, wir sind die glücklichsten Menschen, weil wir Christen sind. Jesus Christus ist es einzig und allein, dem wir unser Heil und den Glauben an den himmlischen Vater verdanken. Darum nennen wir ihn auch mit dem schönsten Nahmen unsern Heiland. Und an jedem Sonntag erneuern wir das Andenken an Ihn — und freuen uns besonders, daß wir Christen sind. Und zum Zeichen der Freude legen wir dann unsere Feierkleider an, und schmücken uns mit Blumen, wenn sie blühen.

Der Kirchgang im Sommer.

Unterdeß kamen allmählig die Landleute über die Heerstraße und auf den kleinen Feldpfädchen, die durch das Korn sich schlängeln, in langen bunten Reihen oder in runden Gruppen vor dem Meierhofe vorbei. Alle sahen recht vergnügt aus, und grüßten freundlich, und man hörte oftmals: Es giebt Gottlob! einen schönen Tag! und andere fröhliche Worte. — Und zu einigen sagte der Meier: Wie, schon so früh bei der Hand? Und die Antwort war: Es ist so schön und lieblich draussen; man kann zwischen den Wänden nicht dauren. Andere sagten: Das Korn steht so herrlich! Es ist eine Pracht und ein rechter Seegen Gottes. Man sieht sich nicht satt

daran, und gehet recht lustig zur Kirche. — Da sprach der Meier zu seinem Weibe: Es ist doch eine Lust, die Leute so zur Kirche wandeln zu sehen, — zu dem Gotteshause. Ja fürwahr, man mag es wohl so nennen. Denn es versammeln sich alle dort, als die Kinder eines gemeinsamen Vaters — alle als Brüder und Schwestern!

Indem er noch so redete, erscholl ein lieblicher vierstimmiger Gesang aus den Kornfeldern. Als es wieder schwieg, da sagte der Meier: Was sind denn das für Lerchen und Nachtigallen? Nun fürwahr, man reichet in solcher Jahreszeit und solchem Seegen nicht mit der Rede aus. Es muß Gesang dabei seyn! — Gewiß, sagte die Meierin, hat der Meister die vergangene Woche wieder ein neues Lied eingelehrt! Aber siehe! es war der Meister selbst, der in der Frühe mit einigen seiner Lehrlinge aufs Feld gegangen war und nun heimkehrte. Der Meier bat, noch einmal das Lied zu hören. Da stellten sie sich und sangen das

Sonntagslied im Sommer.

Der Sonntag ist da!
Er kommt uns gesendet vom Himmel!
Drum schweigt das Getümmel
Der irdischen Müh'!
Er steht an den Wegen
Und zeiget den Segen,
Den Gott uns verlieh. —

Der Sonntag ist da!
Er ruft uns ins Aehrengefilde,
Die freundliche Milde
Des Vaters zu sehn.
Wie glänzt in der Stille
Des Tages die Fülle
Der Saaten so schön!

Der Sonntag ist da!
Die Kette des Pfluges nicht klirret,
Die Peitsche nicht schwirret,
Es knarret kein Rad.
Wir stehen und hören
Das Rauschen der Aehren
In wogender Saat.

Der Sonntag ist da!
Wir streuten in Hoffnung den Saamen!
Der Vater sprach „Amen!"
Da wuchs er empor.
Nun stehn wir und hören
Das Rauschen der Aehren
Mit freudigem Ohr.

Der Sonntag ist da!
Auf, lasset den Vater uns loben!
Er feuchtet von oben
Den durstenden Keim!
Bald rauschen und klingen
Die Sicheln; wir bringen
Die Garben dann heim.

Der Sonntag ist da!
Was hoffend und liebend wir säen,

Wird einstens erstehen
In lieblichem Glanz.
Wir säen im Staube,
Dort reicht uns der Glaube
Den ewigen Kranz. —

Die Fürsten.

Indem Wilhelm noch immerfort die Schaaren der Kirchleute von der Höhe des Hofes betrachtete, rief er: Vater, ziehen doch die Leute ebenso über Feld, wie dazumal, als der Fürst durchkam.

Der Vater lächelte und sprach: Nun ja, sie wollen auch jetzt den Fürsten sehn.

Kommt er denn heute wieder her? fragte hastig der Knabe.

Da antwortete der Meier — sie selber sind die Fürsten!

Es sind ja nur Bauern, die den Acker bauen wie wir! sagte der Knabe.

Da antwortete der Vater: Die Woche über sind sie das gewesen. Da standen sie im Dienste des Landes, das sie bearbeiten. Da mußten sie dem Gesetz der Natur gehorchen, welches gebietet, daß der Mensch im Schweiß seines Angesichts sich sein Brod erwerben soll. Sie waren ihrem Lande unterthan, wie es nicht minder der Fürst ist, wenn er das Wohl seines Landes väterlich besorgt, obwohl er es nicht mit dem Pflug und Karst thut. Denn auch er beschicket seine Arbeit im Schweiß seines Angesichts, und hat es oftmals saurer als der

Landmann. So wie nun ein Fürst sein Land bereisete, um seiner höhern Würde, die ihm Gott gegeben, recht inne zu werden, und seinen hohen Beruf freudig und kräftig zu erfüllen — so ziehet auch jetzt das Volk zur Kirche, um seiner höhern Würde lebhaft eingedenk zu werden. —

Siehe, mein lieber Sohn, darin, daß die Menschen einen Körper haben, daß sie essen und trinken, schlafen und wachen — darin sind sich alle Menschen gleich; und darin sind sie auch den Thieren ähnlich. Mit dem Körper gehöret der Mensch der Erde an, und ist ihr unterthan. Darin kann also die Würde des Menschen nicht bestehen. Das ist sein sinnliches, thierisches Wesen.

Aber — gieb acht! — die Erde ist auch wieder dem Menschen unterthan. Er kann sie bearbeiten und bezwingen, — er kann die Kräfte der Natur zu seinem Dienst und Vortheil gebrauchen — er kann Gärten und Felder und Städte und Dörfer anlegen, kann den Lauf der Flüsse ändern, und allerlei Einrichtungen auf der Erde treffen, wie er will und für gut findet. Das vermag das Thier nicht. Denn es hat keinen Verstand, wie der Mensch. Darum leben auch die Menschen in Gesellschaft, in bürgerlicher Gemeinschaft und Vereinigung. Hierin würken die Kräfte und der Verstand der Menschen auf verschiedene Weise zu einem Ziel. Einige bearbeiten das Feld, damit es nicht an Brod fehle; andere fertigen die Werkzeuge und Geräthschaften, die der Mensch bedarf; wieder andere arbeiten

für das Vergnügen der Menschen; andere für die Belehrung und Ausbildung des Menschen. Dadurch entstehen die verschiedenen Stände unter den Menschen. Jeder stehet an seinem angewiesesenen Platz und würket zum Besten des Ganzen. — Siehe, hierin sind die Menschen untereinander verschieden. Aber diese Verschiedenheit ist an sich auch nur etwas Aeußerliches, und wird erkannt an äußerlichen Zeichen. Auch höret dieses auf mit dem irdischen Leben. — Das ist sein menschliches und bürgerliches Wesen! —

Aber — nun kömmt das Höchste! der Mensch kann über diese Erde sich erheben. Er kann glauben an ein höchstes, unsichtbares Wesen, das über Erde und Himmel erhaben, Himmel und Erde erfüllt. — Er kann dieses Wesen erkennen in der Natur, und in sich selbst, in seinem eigenen Herzen. — Er kann dieses unsichtbare Wesen lieben und Vater nennen. Dieser Glaube an das Unsichtbare ist die herrlichste zarte Blüthe des innern Menschen, die schönste Entwickelung seiner höheren göttlichen Natur. Die Frucht dieses Glaubens ist die Liebe, die sich in freudiger Erfüllung aller Pflichten auf Erden thätig erweißt.

Darum, — weil der Mensch auch schon auf Erden mit seinem Geist und Gemüth in der Natur und in sich selbst schauen, ihn lieben und Vater nennen, und fromm und heilig werden kann — darum heißt es: „Gott habe den Menschen nur etwas geringer gemacht, als die Engel.“ Siehe,

mein Kind, das ist des Menschen göttliches Wesen und göttliches Geschlecht; seine höchste Würde!

Begreifest du nun, was es heißt, wenn ich dir sagte, die Menschen giengen zur Kirche, um inne zu werden, daß sie Fürsten sind —?

So ernsthaft redete der Vater zu seinem Sohn, und sie schwiegen ein Weilchen.

Darauf begann er wieder: Ich will dir ein Bild aus der Natur geben, wobei du dessen, was ich dir gesagt habe, gedenken mögest, bis du es deutlicher fassest, und des Bildes nicht mehr bedarfst. Siehe die Lerche an! Es ist ein besonderes Vöglein, und schwebet immer um den Landmann, als ein freundlicher Gesell bei der Arbeit. Aber er soll auch von demselben lernen, wie geschrieben steht: „Sehet die Vögel an, sie werden es dich lehren." — Sie wird in der Furche gebohren und auferzogen. Sie suchet ihre Nahrung in der Erde, und bauet ihr Nest dicht an der Erde, und treibet ihr Wesen zwischen den Schollen, das ist ihr niedrigster Stand, und sie gleichet darin einer Feldmaus. — Aber sie kommt heran, sobald der Winter verschwindet, und verkündet durch ihre Ankunft das Kommen des Frühlings, wo alles beginnt zu keimen und eine andere Gestalt zu gewinnen. Sie fliegt gleichsam den Halmen voran, daß auch sie sich aufmachen und erheben sollen, so viel sie vermögen. Ein Bild des Menschen, der durch seine Kraft die Natur verwandelt, und das Nützliche und Schöne aus der Erde hervorruft. — Aber, noch eins!

Sie beginnet nun auch ihr liebliches Liedlein zu singen und schwebet empor gen Himmel, und, wie die Menschen sagen, bringet sie dem Schöpfer ein Lob- und Danklied. Das Thier selbst weiß nicht, was es thut, aber der Schöpfer hat nicht umsonst den Trieb ihm eingepflanzt, auf daß der Mensch in dem kleinen Vöglein ein Bild seines höheren Wesens erkennen möge.

Da erinnerte sich der Knabe eines Liedchens, das Paul ihn gelehret im Frühling, als die Lerchen zu singen begannen. Es lautete folgendermaßen:

Die Lerche.

Hört die Lerche! Sie singt! —
Hoch in den bläulichen Lüften,
Ueber den grünenden Trifften
Tönet ihr Lied! Wie erklingt
Ihre melodische Brust,
Uns zur Freude und Lust!

Seht die Lerche! Sie steigt! —
Hoch aus den himmlischen Räumen
Ruft sie den schlummernden Keimen:
„Grünet! der Winter entfleucht!“ —
Und der Gebährerin Schooß
Schmücken Halmen und Moos.

Seht die Lerche! Sie schwingt
Lustig ihr braunes Gefieder,
Und auf die Knospen hernieder
Schauet sie freundlich und singt:
„Krönet das liebliche Grün!“ —
Und die Knospen erblühn.

Hört die Lerche! Sie schwebt
Ueber der Erde Gewimmel
Preisend und dankend gen Himmel!
„Menschen, so singt sie, erhebt
„Ueber die staubigte Bahn
„Eure Herzen hinan!“

Das Gotteshaus.

So habe auch ich, sagte der Vater, nachdem das Lied vollendet war, vorhin in höherer Weise zu dir geredet. Ich will nun, wie die Lerche, auch wieder zur Erde herabsteigen. Siehe, unser Dörflein versammelt sich jetzt zu einem Familienfest! Denn die Menschen sind allesammt Brüder und Schwestern untereinander, und Kinder Eines Vaters, — so wie du und Hannchen unsere Kinder seyd. Blos in dem Aeußern sind die Menschen unter sich verschieden, so wie du und Hannchen und der kleine Conrad an Jahren, Gesicht und Verstand verschieden seyd. Aber vor Gott und als dessen Kinder sind sich alle gleich, so wie sie alle unter Einem Himmel wandeln, und einerlei Luft athmen, und ein gemeinsames Licht ihnen leuchtet. — Und so wie wir dich und Hannchen und Conrad auf einerlei Weise ohne Unterschied lieben und euch wohlthun, so liebt auch Gott alle, alle gute Menschen ohne Unterschied mit gleicher Liebe.

Darum heißt Er auch der himmlische Vater! sagte Wilhelm, und die Erde ist wie ein großes Haus,

wo sie alle zusammen wohnen als die Kinder des Einen Vaters.

Ja wohl, antwortete der Vater. Aber die Menschen vergessen das leicht. Daher kommt Bosheit, Neid und Streit und allerlei Böses unter den Menschen. Das geziemt sich nicht, und ist nicht göttlich und christlich.

Damit nun die Menschen recht lebendig erkennen und inne werden, daß sie alle Kinder Eines Vaters, und Brüder und Schwestern unter einander sind, kommen sie an jedem Sonntage zusammen in einem Hause, das besonders dazu eingerichtet ist, und welches man deshalb ein Gotteshaus nennet. Nicht als ob Gott hier besonders wohne. „Er wohnet nicht in Tempeln von Menschenhänden gemacht," sondern er ist dem Menschen überall und immer nahe. Aber weil die Menschen hier auch äußerlich und gemeinschaftlich zeigen und an den Tag legen, daß sie an Gott, als ihren gemeinsamen himmlischen Vater glauben, und mit Geist und Herz vor Gott sich als Kinder dieses Vaters und als Brüder und Schwestern erkennen und lieben; deshalb nennet man die Kirche auch ein Gotteshaus. — Gleichsam als wenn die Kinder Eines Vaters an einem bestimmten Tage sich in dem väterlichen Hause, wo sie gebohren und erzogen wurden, versammeln, und sich der Wohlthaten und Liebe, die sie genossen, und des brüderlichen Bandes, das sie alle umschlingt, mit Freuden erinnern. — So auch die Versammlung in dem Gotteshause. Darum singt man hier gemein-

schaftlich, höret gemeinschaftlich die Rede des Pfarrherrn aus dem göttlichen Wort und von göttlichen Dingen, und betet gemeinschaftlich. —

Der Gang zur Kirche.

Alles, was der Vater und die Mutter gesagt hatten, dünkte den beiden Kindern sehr erfreulich, so wie auch das Wandeln der Menschen über die Felder. Deßhalb als es nun läutete, baten sie den Vater, er möchte sie mitnehmen in die Kirche. — Das will ich gerne thun, sagte er, obwohl ihr noch nicht alles verstehen möget.

Darauf faßte der Vater Hannchen bei der Hand, und Wilhelm gieng mit dem alten Paul voran. Die Kinder aber waren sehr erfreut; denn es war ein schöner Morgen, und überall begegneten ihnen fröhliche Gesichter und freundliche Grüße. Auch war die Kirche neu geweißt, und die Sitze und Kanzel schön gefärbt, so daß alles ein frisches und lustiges Ansehen hatte. Darauf spielte die Orgel ein sanftes liebliches Vorspiel, und nun stimmte die Gemeine kräftig und anmuthig das Lied an: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!“ — Darauf kam der Pfarrer auf die Kanzel und redete so verständlich, und dabei so sanft und freundlich über den Spruch: „Lasset uns Ihn lieben, denn Er hat uns zuerst geliebt“ — daß auch die beiden Kinder vieles davon verstanden und behielten.

Als der Gottesdienst zu Ende war, führte der Vater die Kinder in der Kirche herum und zeigte ihnen alles. Die Kinder wunderten sich sehr über die hohen Pfeiler, die das Gewölbe trugen, und über die Orgel mit den vielen schönen Pfeifen, und über den zierlichen Altar, den ein schönes Bild der heiligen Mutter mit dem Kindlein schmückte, und sie wären noch gerne ein wenig geblieben. Aber der Vater bat den Meister, daß er mit ihnen gehen und speisen möchte. Und sie kehreten nun fröhlich nach Hause.

Die Predigt.

Als sie nach Hause kamen, erzählten die Kinder der Mutter vieles von der Kirche und was sie gesehen und gehört hatten. Denn die Mutter war daheim geblieben bei dem kleinen Conrad. Aber sie freuete sich sehr, daß die Kinder so aufmerksam gewesen waren, und saß lächelnd unter ihnen und wunderte sich, daß sie auch einiges aus der Predigt behalten hatten. Und der Vater erklärte ein jegliches weiter, was die Kinder sagten von der Predigt. Die Mutter aber lächelte heimlich, daß die Kinder mit darein redeten. Er hat auch von unserm Felde geredet, wie alles da so schön wüchse! sagte Hannchen. — Ja, sagte Wilhelm, und daß wir eben so in allem Guten wachsen und zunehmen müßten. —

Ja wohl, begann der Vater, er redete in einem Gleichnisse. Der Säemann streuet den Saamen auf

das Land, und das Saamenkorn keimet ohne sein Zuthun und wächset heimlich. Erst bringet es die Blättchen, dann den Halm, und an dem Halme die Aehre. Also, sagt' er, alles, was Gott hervorbringt, erreicht sein volles Wachsthum und bildet sich aus, so weit es vermag nach seiner Art. So die Bäume und Pflanzen. Alles erhebet sich so hoch zum Himmel, als es vermag. — Auf gleiche Weise ist auch ein göttlicher Saame in dem menschlichen Herzen. Der soll auch eben so im Stillen keimen, aufwachsen, blühen und Früchte tragen. Es ist der himmlische Saame des kindlichen Glaubens und der Liebe, der himmlischen Wesens ist, und für den Himmel sich bilden soll. Soll denn der beste und edelste Saamen, sagte er, dem irdischen nachstehen? — Ich wünschte, setzte der Pfarrer hinzu, daß jeder Sonntag, wo ihr euch hier versammelt, um das göttliche Wort zu vernehmen, euch seyn möchte, wie ein milder Regen in euren Herzen, der euch tüchtig machte, zu wachsen in allem Guten, damit ihr einst eure reife Aehren möchtet mit Freuden darbringen können an dem großen fröhlichen Aerndtetage!

So wiederholten sie manches aus der Predigt des frommen Pfarrherrn.

Der Armenstock.

Darauf erzählte Hannchen der Mutter: Vater gab uns einen Groschen; da kam ein Mann, der

ammelte Geld ein, und wir gaben ihm unsern Groschen auch. Das ist für die armen Leute, sagte die Mutter, die ihr eigen Brod nicht erwerben können.

Aber warum sammelt man denn das Geld in der Kirche? fragte Wilhelm.

Da antwortete der Vater: Du weißt ja wohl, in der Kirche erinnert man sich, daß alle Menschen Einen Vater im Himmel haben. Und da ists ja natürlich, daß man den armen Brüdern und Schwestern mittheilet, damit sie sich auch freuen können. — Und am Sonntage thut man dieses gemeinschaftlich, damit jeder bedenke, wie er die ganze Woche gegen seine armen Brüder gesinnet seyn und handeln soll. Darum sagte ja auch der Pfarrer: „Wohlzuthun und mitzutheilen vergesset nicht, denn das ist unserm Vater im Himmel wohlgefällig.“ Und: „Lasset uns Gutes thun nnd nicht müde werden!“

Da sagte die Mutter: Siehe, wenn du ein Brüderchen hättest, das noch nicht so gut gehen könnte wie du, nicht wahr? dem würdest du die Hand reichen und es auf dem Hofe geleiten, und wenn ein Klotz da wäre, oder ein Stein, oder Wasser, so höbest du das Brüderchen, weil du stärker bist, hinüber. Wenn nun Jemand zu dir sagte: Wilhelm, was plagest du dich mit dem Jüngelchen? Ei laß es laufen! Was würdest du dann wohl thun? —

Wilhelm antwortete: Ei, wie könnte ich das Jüngelchen allein lassen? Ist es doch mein Bruder und vermag nicht, sich allein zu helfen, ich aber bin

stärker. So muß ich es ja geleiten und über den Stein heben. Wie sollt' ich denn anders?

Nun, sagte der Vater, so sind die Armen unsere schwachen Brüder, und die, welche ihnen helfen und geben können, sind die stärkeren Brüder, Und den Armen wird es sauer, durch das Leben zu kommen; und sie könnten sich nicht einmal satt essen, noch sich reinlich und warm bekleiden und nimmer froh werden, wenn die andern, welchen Gott mehr gegeben hat, als sie bedürfen, ihnen nicht beiständen und ihnen freundlich die Hand reichten. Das ist ja ganz natürlich, und darum hat der liebe Gott dem einen mehr gegeben, dem andern weniger, damit sie sich die Hände einander reichten, die Wohlhabenden um zu geben, und die Dürftigen um zu nehmen, und damit beide nicht vergäßen, daß sie Brüder unter einander sind, und Einen Vater haben. Darum heißt es auch: „Wer dem Armen giebt, der ehret Gott."

Weißt du noch, sagte die Mutter, wie du mit dem Vater zum Großvater hingiengest? Hannchen konnte nicht mitgehn, sie war krank. Da gab der Großvater dir von seinen schönen Kirschen, und zudem auch hübsche Bilder. Du aber thatest von den Kirschen in ein Körblein, und brachtest sie Hannchen, und die schönen Bilder theiltest du auch mit ihr. Warum thatest du das?

Der Knabe antwortete: Ja, Hannchen hatte ja nicht mitgehen können, wie sollt' ich denn ihrer ver-

gessen, und die Freude allein haben? Da war es ja recht, daß ich ihr etwas mitbrachte.

Ja wohl, sagte die Mutter, das war auch recht. Und weißt du noch, fuhr die Mutter fort, als Hannchen die schönen Sachen auf ihrem Bettlein sah, da dankte sie und freute sich und rief: O der liebe Großvater und der liebe Wilhelm! — Siehe, so wecket und stärkt auch jede Erquickung und Hülfe, die der Wohlthätige dem Bedürftigen reichet, in dem Herzen des Armen die Liebe zu Gott und den Menschen, daß er getrost aufblicket zu dem himmlischen Vater, und fröhlicher umherschauet unter seinen irrdischen Brüdern.

Ich will euch ein Liedlein meiner Jugend singen, sagte die Mutter, und sang:

Das Röslein *).

Wohl ein einsam Röslein stand
Welk und matt am Wege.
Von des Sommers Gluth verbrannt,
Armes Röslein, unbekannt
Ohne Lieb' und Pflege.
Armes, armes Röslein ach!
Welk und matt am Wege.

Kam ein Mägdlein her und sah
Röslein an dem Wege.

---

*) Mel. Sah ein Knab ein Röslein stehn. s. Reichards Liedersp. u. Harders Melodien.

„Röslein, stehst so einsam da!
„Sey getrost, ich komme ja,
„Daß ich deiner pflege."
Armes, armes Röslein ach!
Welk und matt am Wege.

Mägdlein sprang in schnellem Lauf
Zu der Quell' am Wege;
Träuft des Quellchens Thau darauf,
Röslein that das Knöspchen auf,
Dankend holder Pflege.
Röslein; armes Röslein blüht
Duftend nun am Wege.

Die Wittwe.

Kaum hatte die Mutter das Liedchen vollendet, da kam eine arme Wittib aus der Nachbarschaft in neuen, reinlichen Sonntagskleidern zu dem Meier und seiner Frau, und drückte beiden die Hand, und vermochte nicht, ihren Dank auszureden. Denn sie weinete. Der Meier aber und seine Frau trösteten sie freundlich, und sagten, es sey so gerne geschehen. Die Sache selbst aber verhielt sich also:

Die arme Wittwe war lange Zeit krank gewesen. Dadurch war sie sehr zurückgesetzt, und hatte ihre besten Kleider verkaufen müssen, um ihre Kinder zu ernähren. Als sie nun genesen war, arbeitete sie fleißig, aber sie vermochte nicht, neue Sonntagskleider zu kaufen, und konnte nicht zur Kirche gehn. Wenn

sie nun Sonntags die Glocken läuten hörte, saß sie im Kämmerlein mit verhülltem Angesicht und weinete.

Als nun an einem Sonntage das Töchterchen der Wittwe auf dem Meierhofe war, und es eben im Dorf läutete, da fing das Kind an bitterlich zu weinen. Da fragte die Meierin das Mädchen: Kind, was weinest du? Und das Mägdlein antwortete: Ach meine Mutter weint nun auch wieder, daß sie nicht zur Kirche gehen kann in ihren schlechten Kleidern.

Das gieng der Meierin zu Herzen, und sie schämte sich, daß sie daran nicht gedacht, obwohl sie ihr sonst viel Gutes gethan. Und sie berieth sich heimlich mit ihrem Manne. Darauf ließen sie Sonntagskleider machen für die Wittwe, und auch für die Kinder allzumahl. Und am Sonnabend in der Dämmerung gab die Meierin sie dem Töchterchen der Wittwe, nach Hause zu tragen.

Als nun Sonntag war, that die Wittwe die neuen Kleider an, und da sie das Geläut vernahm, weinete sie abermals, aber nicht vor Kummer, sondern aus lauter Freude, und gieng in die Kirche zum erstenmal. Und sie sagte zu der Meierin, es sey ihr gewesen wie eine himmlische Freude und Seligkeit. —

Als nun die Wittwe wieder fortgegangen war, sagte die Meierin zu ihrem Manne: Es ist mir leid, daß wir nicht eher, und so spät daran gedacht haben. Sie hat zu lange das Geläut mit Thränen vernommen.

Ja wohl, sagte der Landmann, aber spät ist

doch besser, als gar nicht. Und Gottes Hülfe verziehet sich auch wohl einmal. Es freuet mich aber, daß sie dieses schönen Sonntags mit uns so herzlich froh geworden ist!

Ein wenig darauf, als sie schon zu Tische saßen, kamen die Kinder der Wittwe in ihren neuen Kleidern, und brachten ein Körbchen voll schöner reifer Erdbeeren, und auf den Erdbeeren lagen drei Blumensträußchen für jegliches Kind des Meiers eins.

Da giengen der Meierin die Augen über, als die Kinder der Wittwe so reinlich und verschämt dastanden und ihre Gabe darreichten. Und auch dem Meier wurde das Herz weich, und sie nahmen das Körbchen und dankten den Kindern freundlich für ihre Gabe, und rühmten die Erdbeeren und Blumenkränze.

Und als sie die Erdbeeren verzehrten, vermochte die Meierin nicht davon zu essen vor Bewegung ihres Gemüthes.

Die ersten Christen.

Ueber dem Essen sprachen der Meier und dessen Frau und der Schullehrer von allerlei Dingen, vor allem aber redeten sie auch von dem Sonntage und dessen Feier. Denn weil der Tag so schön war, und die Fragen der Kinder und ihr Kirchengang den Vater erfreut hatten, so lag ihm dieses den ganzen Tag im Sinn, und er redete gerne davon. Auch war

der Lehrer ein geschickter und in nützlichen Büchern und alten Geschichten wohl bewanderter Mann, den der Meier sehr hoch schätzte, und sich gerne mit ihm unterredete, so daß er oftmals sagte: Ich gehe gerne bei ihm in die Schule! Auch die Kinder hörten den Meister gerne reden und erzählen, denn er that es in kindlicher Weise. —

Unter andern fragte der Meier ihn, auf welche Weise wohl die ersten Christen den Sonntag gefeiert hätten?

Da sagte der Schullehrer: Diese hatten es nicht so gut wie wir. Wir ziehen unsere besten Kleider an, und lassen ein fröhlich Geläut von dem Thurm ertönen, und dann kommen die Landleute in langen bunten Reihen durch die Feldwege und auf den Landstraßen gewandelt, und der Kirchengesang schallet recht kräftig aus den offenen Kirchthüren in das Dörflein, daß es eine Lust ist zu hören. So war es ehmals nicht, die heidnischen Kaiser und Landpfleger drückten und verfolgten die Christen auf alle Weise. Denn sie liebten die Wahrheit nicht und waren bange vor ihren Götzentempeln, und wollten nicht, daß das bedrängte Volk zur Erkenntniß kommen sollte. Da traf ein, was Jesus seinen Jüngern so oft vorhergesagt hatte: „Man wird euch verfolgen, und in Trübsal überantworten, und euch tödten, und ihr müsset gehasset werden um meinetwillen von allen Völkern." — Aber die Christen wußten auch, daß Er gesagt hatte: „Seelig seyd ihr, wenn euch die Menschen

verfolgen um der Wahrheit willen, darum seyd fröhlich und getrost." Aber sie bewiesen sich auch in der Verfolgung, wie das Gold im Feuerofen. Das Feuer vermag nicht, das Gold zu verzehren, sondern läutert dasselbe, und reiniget es von den Schlacken, so daß es noch schöner glänzet. —

Vor allen aber haßten die Herrn der heidnischen Welt die heiligen Versammlungen der Christen. Sie verbreiteten allerlei böse Gerüchte und Verläumdungen über dieselbe. Denn das stille göttliche Leben blieb den Weltlichgesinnten verborgen, und war ihnen ein Spott und Aergerniß. Deshalb erforschten sie heimlich die Versammlungen der Christen, ließen sie von Soldaten umzingeln, und oftmals alle grausam tödten oder öffentlich verbrennen und hinrichten. — Aber die Christen hielten desto inniger zusammen, und theilten alle Gefahren, so wie die irdischen Güter, brüderlich unter einander. Und wenn sie nicht in den Wohnungen der Menschen und Städten sich versammeln durften, kamen sie in Wäldern und unterirdischen Höhlen zusammen, und preiseten Gott.

Das Reich der Wahrheit.

Das war schön! sagte der Meier. Und es bleibet doch ewig wahr: Was Gott gepflanzet hat, das mögen Menschen nicht ausrotten und vertilgen.

Nein, sagte der Meister, das mögen sie nicht. Es verhält sich damit also, wie wenn ein Landmann eine Eichel pflanzet in gutem Boden. Er legt die Eichel in die Erde und gehet davon. Der Keim aber sprenget bald die Schale, und gehet heimlich auf unter dem Unkraut und Dornen, und die Dornen mögen ihn nicht überwältigen in seiner Einfalt. Vielmehr, sie müssen den zarten Sprößling schützen wider ihren Willen. Bald aber erhebt er sein Haupt über sie, und die Dornen ersterben von selber, von seinem Schatten überwältigt. Und ob die Winde um ihn herbrausen, und ihn erschüttern, er achtet deß nicht; seine Wurzeln schlagen immer tiefer in die Erde und umfassen die Felsen des Erdreichs, und seine Zweige erheben sich gen Himmel. Also befestigen und stärken ihn die Stürme. — Mögen denn auch Dornen und Unkraut wieder unter ihm wachsen. Er achtet ihrer nicht in seiner männlichen Gestalt, und stehet da in stiller Größe, ein Baum Gottes. — So verhält es sich auch mit dem Reich der göttlichen Wahrheit. —

Der göttliche Saamen.

Als der Lehrer dieses gesagt hatte, antwortete der Meister und sprach: Es ist ein schönes und freundliches Gleichniß und so verhält es sich. Ich habe es mir selbst zuweilen so gedacht, und ich kann sagen, daß es mir aus dem Herzen gesprochen ist. Es begegnet

mir oft, wenn ich im Herbst den Saamen ausstreue, und nun die Egge darüber herfährt und alles bedeckt, daß ich dann zu mir selbst sage: Da glaubst du nun mit Zuversicht, daß du das weggeworfene vielfältig wieder empfangen wirst, und zehrest den gesammten Vorrath getrost auf. — Wie wenn nun einmal alles ausbliebe, und das Korn keimte nicht, und brächte keine Halmen, oder der Winter zerstörte es? — Dann muß ich über meine Gedanken lächeln und sagen: das ist recht nach dem Fleisch gedacht, und nicht nach dem Geist. Göttliches Werk gehet seinen stillen und sichern Gang bis zur Vollendung. Wenn die Zeit da ist, da kommen die Frühlingsstürme um die Nachtgleiche. Es kämpfet und brauset in der Natur aus allen Kräften; der Frost will die Erde nicht lassen, und die Wärme kann nicht obsiegen. Aber man siehet dem gelassen zu, und läßt die Natur walten. Und siehe, ehe man denkt, ist der Frühling da in seinem Glanz. Das Gras kommt, die Blumen blühen, die Bäume werden grün, Lerchen, Amseln und Nachtigallen singen, wie voriges Jahr, ohne Wandel und in alter gehöriger Weise. — Da denk ich denn: Wenn das irdische Werk Gottes so wie von selbst sich fördert und in seinem Gange fortschreitet ohne menschlich Zuthun — wie sollte denn das höhere göttliche Werk, das den Menschen, das Ebenbild Gottes, zu seiner Blüthe verhilft, das Werk der Wahrheit, des Glaubens und der Liebe, stille stehn oder verkümmern? —

Ja wohl, es verhält sich wie Gamaliel davon redete, sagte der Meister.

Gamaliel.

Wilhelm, der immer, wenn er einen fremden Namen hörte, an eine Geschichte dachte, und den Meister so gern erzählen hörte, wiederholte den Namen Gamaliel, und sah dabei seinen Vater und den Meister an. Und der Meier bat den Schullehrer, die Geschichte von Gamaliel zu erzählen. —

Der Meister erzählte folgendermaßen: Als die Apostel eingeweihet waren, die neue fröhliche Lehre zu verkünden, traten sie auf in Jerusalem. Sie hatten zugleich mancherlei höhere, übermenschliche Kräfte von Gott empfangen. So vermochten sie mit Einem Worte Blinde sehend zu machen, und Kranke zu heilen. Denn durch diese leibliche Wohlthaten sollten sie die Menschen vorbereiten zum Empfängniß des höheren geistigen Seegens, welchen Gott durch sie den Menschen anbot. So wurde den Aposteln das Höchste und Göttliche und eben so das Leibliche auf außerordentliche Weise gegeben.

Das versteh ich nicht recht, sagte Wilhelm.

Nun, antwortete der Meister lächelnd — wenn du etwas älter wirst. Ich will dir also blos sagen: Die Apostel vollbrachten viele herrliche, unerhörte und wohlthätige Thaten, und verkündeten zugleich die freundliche Lehre von Jesus Christus.

Darum eilten viele Menschen zu ihnen, und ließen sich von diesen Männern gern unterweisen.

Es gab aber damals viele böse Menschen zu Jerusalem, welche die Wahrheit hasseten, und das Volk lieber in der Unwissenheit erhalten hätten. Und zum Unglück waren diese Feinde des Guten die mächtigsten Männer in Jerusalem.

Sie ließen die Apostel greifen und warfen sie in das Gefängniß.

Aber die Wahrheit läßt sich nicht von Kerker und Banden überwältigen. Kann auch ein Gewölk die Sonne auslöschen? — In der Nacht thaten sich die Thüren des Gefängnisses auf, also daß sie heraus giengen. Wie die Morgenröthe nach der Nacht, so traten die Männer in der Frühe des Tags in den Tempel, und redeten wieder zu dem Volke. Da kamen geschwind Boten zu den Hohenpriestern und Hauptleuten, und sprachen: Sehet die Männer, die ihr ins Gefängniß geworfen habt, sind im Tempel, stehen und lehren das Volk.

Da traten sie eilends zusammen, und waren verlegen, was daraus werden sollte. Und sie sandten ihre Diener zu den Aposteln, ob diese wohl kommen möchten. Denn Gewalt zu brauchen, wagten sie nicht aus Furcht vor dem Volke.

Die Apostel aber folgten unerschrocken, und stelleten sich vor dem Hohen Rath, in Einfalt des Herzens und ohne Arg.

Und als nun die hohen Häupter von Jerusalem ihnen Vorwürfe machten, daß sie noch immerfort

die neue Lehre dem Volk verkündeten, da sie es doch verboten hätten, da sprachen die Apostel: Wir sind von Gott dazu bestellet, die heilsame Wahrheit zu verkünden. Und Gott muß man mehr gehorchen, als den Menschen!

Da ergrimmten sie in ihren Herzen, und gedachten die frommen Männer heimlich zu tödten. Aber es stand ein vornehmer Mann, Nahmens Gamaliel, unter ihnen auf und sprach: „Ihr Männer von Israel, lasset ab von diesen Menschen. Ist ihr Rath oder Werk aus den Menschen, so wirds untergehen. Ists aber aus Gott, so könnet ihrs nicht dämpfen!" —

Ich denke, das ist ein wahres Wort gewesen! sagte der Schullehrer.

Es ist damit eben so ergangen, versetzte der Meier, wie es uns in der Natur vorgebildet wird.

Der Himmel ist das Gewölbe Gottes. Von ihm kommt das Licht hernieder. Sonne, Mond und Sterne wandeln in seiner Bläue. Aber zu ihm steigen auch die Dünste der Erde, und schweben in Wolken und schwarzen Wettern. Doch ziehen sie nur tief unter ihm; dem Himmel selbst aber bleibet die ewige Bläue, und die Höhe und Tiefe. —

Also redeten die Männer untereinander. —

Die Kundschafter.

Darauf sprach die Meierin: Ihr habet aber ganz die Sonntagsfeier der ersten Christen vergessen.

Nicht doch, antwortete der Meier, wir haben ja erbaulich geredet von der Wahrheit und den göttlichen Dingen.

Ja, sagte die Meierin, ich meine, der Meister wollte noch eine Geschichte von den ersten Versammlungen der Christen erzählen.

Da erzählte der Schullehrer folgendermaßen: Ein römischer Landpfleger berichtete seinem Kaiser, wie auch die Christen in seinem Lande ihre stillen Versammlungen feierten. Da kam ein Befehl vom Kaiser, genau darauf zu achten, und das geheime Wesen der Christen zu erforschen.

Der Landpfleger sandte nun zween von seinen Leuten, und sagte: Damit ihr alles erfahret, so stellet euch, als ob ihr begierig nach der neuen Lehre und insgeheim ihr zugethan und hold wäret. Darnach bringet mir Kunde!

Die Kundschafter thaten also, und fanden leicht Zutritt. Als nun die Versammlung beieinander war, begannen die Christen mit feierlichen Lobgesängen, und priesen Gott, den himmlischen Vater; und Jesum Christum, der zum Heil der Menschheit auf die Erde gekommen, und sein Leben für die Menschen dahingegeben habe, aber herrlich aus dem Grabe hervorgegangen sey; und den heiligen Geist, der seine Bekenner beseele und stärke, die Welt zu überwinden.

Die Kundschafter höreten mit Andacht die begeisterten heiligen Gesänge, die in fröhlicher Ruhe ertöneten. Darauf trat ein ehrwürdiger Mann hervor, und sprach mit lauter und sanfter Stimme: Seelig sind, die da geistlich arm sind *)!

Die Gemeine antwortete: Das Himmelreich ist ihr!

Der Lehrer sprach: Seelig sind, die da Leide tragen!

Die Gemeine: Sie sollen getröstet werden!

Der Lehrer: Seelig sind die Sanftmüthigen!

Die Gemeine: Sie werden das Erdreich gewinnen!

Der Lehrer: Seelig sind, die da hungert und durstet nach Gerechtigkeit!

Die Gemeine: Sie werden satt werden!

Der Lehrer: Seelig sind die Barmherzigen!

Die Gemeine: Sie werden Barmherzigkeit erlangen!

Der Lehrer: Seelig sind, die reines Herzens sind!

Die Gemeine: Sie werden Gott schauen!

Der Lehrer: Seelig sind die Friedfertigen!

Die Gemeine: Sie werden Gottes Kinder heißen!

Der Lehrer: Seelig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden!

Die Gemeine: Das Himmelreich ist ihr!

Jetzo redete der Lehrer allein, vom Glauben, von der Liebe und Hoffnung, und legte ihnen die

---

*) d. i. die ein Bedürfniß nach den höhern, geistlichen Gütern in sich empfinden.

Schrift aus, und bestärkte sie in der Geduld, mit sanftmüthigem Herzen auch das schwerste zu ertragen, und der Obrigkeit unterthan zu seyn. Und seine Rede war voll Kraft und Anmuth.

Darauf genossen die Christen gemeinsam das Gedächtnißmahl der Liebe und des Todes Jesu, und sie waren untereinander wie die Brüder und Kinder eines Vaters und einer Mutter. Nun brachten auch die Vermögenden ihre Gabe für die ärmern Brüder, in Einfalt und Liebe: „Denn sie hatten alles, wie in Gemeinschaft; und waren, wie ein Herz und eine Seele.“ Endlich stimmten sie wiederum Lob = Dank- und Freudengesänge an, und beschloßen die Versammlung. —

Nun traten die beiden Kundschafter hervor, und waren sehr gerührt von allem, was sie gesehen und gehört hatten. Und sie naheten sich dem Lehrer und den Aeltesten der Gemeine und sagten: Sehet, wir kamen, euch auszuforschen, und euch dem Landpfleger zu überantworten. Aber wir haben den Unsichtbaren mit euch angebetet. Darum bitten wir euch mit demüthigem Herzen, ihr wollet uns aufnehmen in eure Gemeinschaft.

Darauf giengen die Männer zurück zu dem Statthalter und gaben mit großer Kraft Zeugniß, von allem, was sie gesehen und gehört hatten, und sie ließen sich taufen mit ihrem ganzen Hause. Und der Landpfleger verfolgte die Christen nicht ferner so hart, als er zuvor gethan hatte.

Die Familie.

Also redeten die Männer untereinander am Sonntage bei der Tafel in dem Hause des Meiers. Am Nachmittage kamen mehrere von des Meiers Verwandtschaft bei ihm zum Besuche; Männer, Frauen und Kinder. Denn also ward es gehalten, bei dem Meier und allen wohlgesinneten Familien des Dorfs, daß sie an Sonn- und Festtagen sich wechselseitig besuchten. — Man kann sich dann am ungestörtesten genießen, sagte der Meier, und es ist mir, als ob der liebe Gott ein besonder Wohlgefallen daran hätte, wenn eine ganze Sippschaft sich in Eintracht und Liebe vereint, und sich über den häuslichen Seegen mit einander freut und gemeinschaftlich davon genießet, auch so das Unangenehme und die Leiden der Woche mit einander theilet, und sich über allerlei berathet. Ich meine, das wäre auch eine Art von Gottesdienst.

Es war auch lustig und lieblich anzuschauen, wenn des Meiers große Verwandtschaft fröhlich bei einander saß um den runden Tisch, und das Gespräch auch fröhlich in die Runde lief. Scherz und Ernst, sagte der Meier, — das paßt sich für den Sonntag. Hat nicht auch der liebe Gott zwischen die Kornfelder und vollen Aehren die blaue Kornblume und die hochrothen Mohnrosen und die Tremsen gesäet? sagte die Meierin.

Ja Mütterchen, sagte der Meier, so stehet mir auch der Sonntag zwischen den Werkeltagen — wie

ein blühender Tag, der die Frucht erzeugen, aber auch selbst dabei fröhlich und lustig aussehen soll! —

Bei solchem sonntäglichen Familienverein saßen die Alten immer oben an, und wurden besonders geehrt. So war auch der Vater der Meierin zugegen, ein munterer Greiß, auf dessen Ankunft sich die Enkel immer freuten. Wenn sie die Woche über irgend eine Unart oder Ungehorsam begangen hatten, so gestanden sie es dem Großvater am Sonntage, und er mußt' es ihnen vergeben, ehe sie sich recht zu freuen vermochten. Auch der Meier und seine Frau erzählten ihm jedesmal ihren ganzen Haushalt und was in der Woche vorgefallen war, und beriethen sich mit ihm. Und sie freueten sich sehr, wenn er ihnen beistimmte, und was er mißbilligte, wurde geändert. Denn sie waren ihm noch immer gehorsam und unterthan, obwohl sie selbst Kinder hatten, und sie thaten nichts ohne seinen Rath. Auch die ärmern Verwandten wurden immer mit zu den sonntäglichen Versammlungen gezogen, und nicht minder geehrt und geliebt, und mit Rath und That unterstützt, so daß sie auch in ihrer Armuth fröhlich waren.

Darum war auch der Seegen Gottes recht sichtbar in der Familie des Meiers. Und es war unter ihnen wie zu den Zeiten Abrahams und der Erzväter. „Willst du zur Rechten, so will ich zur Linken, und willst du zur Linken, so will ich zur Rechten!“ Das war die Rede eines Jeglichen, sobald sie verschiedenes Sinnes waren. Darum ward auch keine Zwietracht unter ihnen gefunden, sondern lauter Liebe,

Eintracht, Freundlichkeit und Geduld, welches sind die Früchte des Geistes.

Der Spaziergang.

Am Nachmittage gegen den Abend, als es kühle zu werden begann, giengen der Meier und seine häusliche Gesellschaft in die Gärten und auf die Felder. Es war aber besonders für die Meierin ein festlicher Gang, wenn sie mit ihrer Hausgenossenschaft und den Gästen auf den schmalen Feldwegen einherwandelte, und die hohen Halmen und Aehren bis zu ihren Häuptern wallten, oder die Zweige der Obstbäume sich zu ihnen tiefer hinab neigten. Sie wußte von jeglichem Baum und jeglichem Felde einiges zu erzählen, und den fortschreitenden Wachsthum eines jeden genau zu bezeichnen, weil sie nicht alle Tage sie sah. — Dann pflegte der Meier wohl zu sagen: „Das heiße ich eine rechte Sabbathsruhe, wo man von dem ganzen wöchentlichen Werke im Hause und Felde mit Wahrheit sagen darf: Er sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war alles sehr gut!"

Da erzählte eines Tages auf einem solchen Spaziergang der alte Großvater von dem Tode seines Vaters. Es wird nun bald wieder jährig, sagte er, als er starb. Er hatte sein acht und siebenzigstes Jahr erreicht, und blieb munter bis an seinen Tod. In seinem Leben hatt' er manches erduldet vom Kriege

und bösen Zeiten. Aber er war aus allen Vorfällen mit gestärktem Muth hervorgegangen. So hatte er auch ein rechtes Aussehen wie ein Kriegesheld. Als nun sein Todestag erschien, waren wir alle um ihn; er saß in dem Großvaterstuhl, den ihr wohl kennet. Wir standen um ihn her im Halbkreise und waren sehr bekümmert.

Da erhellete sich mit einmal sein Auge, und er sagte: Kinder, heute ist mein Sonntag! So seyd denn fröhlich und gutes Muths. — „Was der Mensch säet, das wird er ärndten!" fuhr er fort. Ich habe nach Kräften guten Saamen gesäet. Ich bin thätig gewesen mein Lebenlang, so viel ich vermochte. Ich habe euch angeführt zum Guten, und bin euch mit eigenem Beispiel vorangegangen. Dabei habe ich manches erduldet, und manchen Schweißtropfen vergossen. Die Saatwoche ist nun vorbei, und mein Sonntag kommt. Ich werde nun bald das Werkeltags-Kleid ablegen, um neu bekleidet zu werden. — Darauf sagte er noch einmal: Kindlein, mein Sonntag kommt; er dämmert schon auf dem Gebürge! — Als er diese Worte gesprochen, verschied er so sanft und freundlich, als ob er uns einen guten Morgen geboten hätte.

Es kommt mir seitdem kein Sonntag, sagte der alte Vater, wo ich nicht des großen Ruhetages gedächte. —

Alle waren gerührt, als der Greis dieses zwischen den blühenden Kornfeldern erzählte. — So führten sie auch noch mancherlei andere Reden.

Das Flachsfeld.

Nachdem sie nun alle Aecker und Felder des Meiers beschauet hatten, kehrten sie zurück, und als das Pfädlein durch ein blühendes Flachsfeld führete, da sprach die Meierin: Ihr Männer stehet doch auch hier einen Augenblick still, und schauet mein Feld an!

Und sie sahen mit Vergnügen, wie der Flachs so hoch und schlank gewachsen war, und wie er herrlich blühete, gleichsam wie ein blauer Himmel zu ihren Füßen.

Sehet, sprach die Meierin, das möget ihr wohl mit Recht ein Sonntagspflänzlein benennen. Steht nicht jedes Hälmchen geschmückt wie eine Braut im Kirchstuhl? und woget es nicht so schlank und zierlich, wie die Mädchen, wenn sie auf grünem Anger den Ringeltanz beginnen?

Aber seht, es ist auch zugleich ein Frauenkräutchen, und ein Sonntagspflänzchen. Aus ihm bereiten wir Weiber euch euren schönsten Sonntagsstaat, die reine erfrischende Leinewand. Dann sagt ihr, es gemuth' euch, als ob ihr neu gebohren wäret.

Ja, sagten die Männer, es glänzet auch nichts so schön in der Kirche, als die saubere weiße Leinewand. Es ist kein eiteler Putz und Mode daran, sondern die schlichte, zierliche Reinlichkeit.

Die Frucht und der Schmuck der Arbeitsamkeit! — sagte die Meierin.

Und das Sinnbild der fröhlichen Unschuld und

Herzensreinheit, setzte der Meier hinzu, — also recht geeignet zum Sonntagsgeschmucke. —

Darum trågt ja der Pfarrherr auf seinem schwarzen Rock, welcher andeutet, daß er allen irrdischen Glanz und Eitelkeit verschmåhet, doch auch das weisse Befflein, zum Zeichen reiner Lehre und fröhliches Sinnes. —

Darauf sagte die Meierin zu den Mådchen: Singet mir einmal das Flachsliedchen. Wir můssen hier bei meinem Feldchen nicht so trocknes Mundes vorůber gehn. Da sangen die Mådchen:

Der blůhende Flachs.

Auf, kommt in die Felder und blůhenden Au'n
Das liebliche Pflånzchen der Mådchen zu schau'n!
Es wåchset und grůnet so freundlich und zart,
Jungfråulich=bescheiden in eigener Art.

Laut rauschet vom Golde der Aehren das Land.
Still grůnet das Pflånzchen in schlichtem Gewand;
Doch trågt es ein Krönlein von himmlischem Blau,
Des Krönleins Gestein ist der funkelnde Thau.

Erst barg es die Erde im kůhligen Schoos,
Da zogen die freundlichen Lůftchen es groß.
Nun woget und wallet es lieblich und schlank.
Du Erde, ihr Lůftchen, habt freundlichen Dank!

Bald tragen wir sorglich das Pflånzchen hinein,
Dann schmůckt es den Rocken mit silbernem Schein;
Wir singen zum tönenden Rådchen, und drehn
Die Fådchen wie Seide so glatt und so schön.

Wenn draußen die Felder erstarren von Eis,
Dann ruft uns das Pflänzchen zum traulichen Kreis.
Jetzt blühend und grünend ergötzt uns sein Glanz!
Dann schlingt es uns selber zum blühenden Kranz.

Drum kommt in die Felder und blühenden Au'n,
Das liebliche Pflänzchen der Mädchen zu schau'n!
Es grünet, und blühet so freundlich und zart,
Jungfräulich=bescheiden in eigener Art.

Die Schöpfungstage.

Ueberall, sowohl in dem Hause des Meiers, als in dem ganzen Dörflein war der Sonntag auch in den Häusern und Ställen sichtbar. Die Kammern und die Küche waren rein gewaschen und gesäubert, Kupfer und Zinn blinkte an dem Gesimse mit lieblichem Schimmer, hie und da war ein Blumenstraus oder ein Blüthenzweig. Auch die Pferde und Rinder standen auf einer frischen und reinen Streu, und bekamen reichliches Futter, vor allen die fleißigen Rosse, die behaglich den Haber knopperten und mit kräftigem Odem schnaubten und wieherten. — Man hörte überall nicht das Knarren der Räder, noch das Schwirren der Geißel. Nur die fröhlichen Reden und Grüße der Wandelnden ertönten auf den Wegen, oder ein Gesang mehrerer Stimmen erscholl aus den Wohnungen und unter den Bäumen.

Da baten die Männer und Frauen den freundlichen Schullehrer, auch ein Lied unter den Bäumen

anzustimmen. Er willigte gerne ein, sammelte die Kinder, und stellete sie in einen Kreis samt den Alten. Auch bat er sie, daß sie allesamt mit einstimmen möchten, welches sie auch thaten.

Das Lied heißt die Schöpfungstage, sagte der Meister, und scheint mir wohl bequem, an dem Ruhetage gesungen zu werden. Auch ist die Melodie einfach, fröhlich und heiter, und einem jeden leicht mitzusingen. Darauf stimmte er an wie folget, mit einzelnen Stimmen, und die ganze Gesellschaft fiel dann ein und sang im Chor:

Die Schöpfungstage.

Als todt und schweigend noch die Erde
In tiefer Nacht verhüllet lag,
Da sprach der Ewige: Es werde!
Da ward der erste Tag!

Chor.

Er schwebte hernieder
In röthlichem Schein;
Ihn weihten die Lieder
Der Himmlischen ein!

Gott sprach: Es flohen mit Getümmel
Die schwarzen Wasser aus den Höh'n,
Hoch wölbte sich der blaue Himmel
Zur Veste rund und schön.

Chor.

Hoch strahlet des Himmels
Entzückendes Blau,
Er sendet der Erde
Das Licht und den Thau.

Gott sprach: Er hieß die Fluth entrollen,
Die Erde hob ihr Haupt empor,
Es rauschten Ströme, Bächlein quollen
Aus Berg und Fels hervor.

Chor.

Still ruhte die Erde
Noch nackend und bloß,
Doch trug sie der Himmel
Im bläulichen Schooß.

Gott sprach: Da schmückten Höh'n und Felder
Mit Blumen sich und frischem Grün, —
In Gründen rauschten dunkle Wälder,
Der Baum begann zu blüh'n.

Chor.

So kleidet sein Odem
Die Höh'n und den Wald,
Und schaffet dem Frühling
Die schöne Gestalt.

Gott sprach: Sanft lächelte die Sonne
Die neugeschmückte Erde an.
Da schwang sie sich hinauf voll Wonne
In ihre Himmelsbahn.

Chor.

Ihr jauchzte der Sterne
Hellfunkelndes Chor;
Sanftleuchtend auch wallte
Der Mond mit empor.

Gott sprach: Und in den Wassern lebte
Das Heer der Fische wunderbar,
In Lüften und in Wäldern schwebte
Der Vögel bunte Schaar.

Chor.

Hoch rauschet der Adler
Im glühenden Strahl,
Die Nachtigall flötet
Im schattigen Thal.

Gott sprach: Aus feuchter Scholle wühlten
Sich Löwen, Stier' und Rosse los;
Die Bienen summten, Lämmer spielten
Um ihrer Mutter Schooß.

Chor.

Es schmückt ihr Gewimmel
Die Höhen und Au'n —
Ihr Antlitz vermag nicht
Gen Himmel zu schau'n.

Gott sprach: Sein Auge sah voll Milde
Die Erde und den Himmel an —
Er schuf den Menschen ihm zum Bilde,
Mit Hoheit angethan!

Chor.

Ernst blickt' er vom Staube,
Ein Herrscher, empor,
Ihn grüßte frohlockend
Der Himmlischen Chor!

Nun war das Schöpfungswerk vollendet!
Der Mensch erhob sein Haupt und sprach
Das Lebenswort — da kam gesendet
Von Gott der Ruhetag.

Chor.

Auf röthlichen Flügeln
Entschwebt' er den Höhn,
Und stand auf den Hügeln
Holdlächelnd und schön!

Sabbath und Sonntag.

Zufällig kam an diesem Sonntage ein jüdischer Mann auf den Meierhof, beladen mit einer schweren Last von allerlei Waaren. Da sprachen die Kinder: Warum feiert dieser Mann den Sonntag nicht, wie andere Menschen?

Da antwortete der Schullehrer: Er hat gestern seinen Ruhetag gehabt, und heute ist wieder Werkeltag für ihn. Denn er feiert jenen nach dem alten Gesetz, welches gebeut, den siebenten Tag zu heiligen. Wir Christen aber feiern den ersten Tag in der Woche.

Wer hat denn recht? fragten die Kinder.

Der Vater antwortete und sprach: Es kommt nicht so sehr darauf an, welchen Tag man heilige und feiere. Denn ein jeglicher Tag ist des himmlischen Vaters. Aber die Heiligung und Feier kommt aus dem Herzen der Menschen. — Ich will euch erzählen, wie sich die Sache verhält.

Als Gott die Menschen erschaffen hatte, da gab er ihnen die Herrschaft über die Erde und alle Geschöpfe derselben. Die Menschen sollten auf der Erde seyn an Gottes statt, Herrn und Beherrscher der Erde. Aber sie sollten dabei bedenken, daß sie nach Gottes Ebenbilde geschaffen sind, und dasselbe darstellen. Das heißt: sie sollten Gott ähnlich seyn an Güte und Liebe und Wohlthun; göttlich in Werken, und göttlich in Gesinnungen.

Damit sie dieses nicht vergäßen, sollten sie von sieben Tagen Einen heiligen, und vor andern dadurch auszeichnen, daß sie, ohne ihre Herrschaft thätlich auszuüben, in stiller Ruhe ihres Schöpfers und göttlichen Ursprungs und ihrer höhern Würde und Bestimmung gedächten. — Deßhalb heißt dieser Tag der Sabbath oder Ruhetag.

Sie konnten diesen Tag um desto würdiger feiern, da sich Gott den Menschen auf besondere Weise offenbaret hatte; das heißt, er hatte sich ihnen in seiner Größe und Allmacht, in seiner Güte und Liebe zu erkennen gegeben, und zugleich die Menschen gelehrt, wie sie ihn verehren und seiner Güte und Liebe sich würdig machen sollten. Kurz,

er hatte die Menschen, als seine geliebten Kinder, unterwiesen, was sie glauben und thun sollten.

Am Sabbathtage sollten sie dieses vorzüglich bedenken, und sich ihres göttlichen Ursprungs und ihrer höhern Bestimmung vor allem andern lebhaft erinnern. So wie Gott nach der Schöpfung der Welt ruhete, d. h., aufhörte zu erschaffen; so sollten sie auch ausruhen von ihrer Arbeit, und erforschen, ob es auch ihnen gebühre, von ihren sechs Tagewerken zu sagen: Siehe es ist alles gut, was wir gethan haben. Darum verordnete Gott die Feier des siebenten Tages.

Irrthum und Götzendienst.

Aber die Menschen, fuhr der Vater fort, entfernten sich bald von Gott und ihrer erhabenen Bestimmung. Anstatt die Erde sich unterthan zu machen und über sie zu herrschen mit Weisheit und Güte, ließen sie sich selbst von dem Irdischen und der Sinnlichkeit überwältigen.

Sie genossen nicht mehr mit Liebe, Dankbarkeit und Mäßigung die Güter der Erde, um ihr Leben und ihre Kräfte dem Guten zu weihen, und sich für das Göttliche auszubilden; sondern sie lebten nur, um zu genießen, als ob sie Thiere, und nicht Menschen wären, und vergaßen gänzlich den Zweck des Lebens.

So gieng ihnen immer mehr das Ebenbild

Gottes und auch die Erkenntniß der Wahrheit verlohren.

So wie sie das Sinnliche mehr liebten, als das Geistige, so verkannten sie nun auch Gott, der ein Geist ist, und seine Verehrung im Geist und in der Wahrheit. Sie verehrten nun sinnliche Dinge an Gottes statt, die himmlischen Körper, Sonne, Mond und die Gestirne; sie wurden Abgötter. Andere wurden Götzendiener, sie beteten die Bilder verstorbener Menschen an, machten sich hölzerne und steinerne Götzen, und warfen sich vor denselben nieder, sie anzubeten. Anfangs suchten sie nur sich das Geistige zu versinnlichen; darauf aber verehrten sie blos das Sinnliche und vergaßen des Geistigen.

So wimmelte der Erdkreis von Götzendienern und Götzenbildern. Die Altäre dampften selbst von dem Blute geschlachteter Menschen; im Lande Babylonien und Medien betete man die Gestirne an, in Aegypten einen Stier, das Krokodil, ja Ungezieser, Bäume und Pflanzen.

Denn der Irrthum pflanzet sich fort und nimmt überhand, gleichwie das Unkraut, welches je mehr und mehr sich verbreitend vielfachen Saamen ausstreut, und die heilsamen Pflanzen erstickt.

Die Hebräer.

Nur wenige Menschen blieben der heilsamen Lehre und Erkenntniß getreu, und Gott ersah diese Edlen

samt ihren Nachkommen zu dem hohen Beruf, die köstliche Wahrheit unter den Irrthümern der Erde zu bewahren und aufrecht zu halten. Es waren nur wenige Familien der Urväter Abraham, Isaak und Jakob. Von ihnen stammet das Volk, welches man das Hebräische oder Israelitische, und späterhin auch das Jüdische nannte. —

So war schon seit alten Zeiten die Wahrheit und reine Erkenntniß nur das Eigenthum der kleinsten Anzahl. Das Sinnliche liegt dem Menschen nah und ergötzet ihn; aber das Geistige liegt höher, und will erstrebt seyn. Darum verschmähen es die Meisten.

Die Familie Jakobs zog, durch besondere Veranstaltungen Gottes, aus dem Lande der Heimath in Asien, nach Aegypten, welches ein altes fruchtbares Land ist in Afrika, an dem mittelländischen und rothen Meer gelegen. Der König von Aegypten wies ihnen einen besondern Theil seines Landes zum Wohnsitz an. Hier wuchs das Volk der Hebräer zu einer zahlreichen Menge. Aber nach einigen hundert Jahren wurde es von den Aegyptern schwer gedrückt und mißhandelt. Auch war es verderbt worden in seinen Sitten durch seine Dränger.

Da erwachte in dem Volke der Wunsch, in das Land der Väter zurückzukehren, und hier den einzigen Gott zu verehren nach seiner Weise. Gott aber erweckte einen Mann, Namens Mose, gebildet in der Weisheit der Aegypter, aber voll Liebe für sein gebeugtes und verlassenes Volk, und fest-

haltend an der Erkenntniß und Verehrung des einzigen wahren Gottes.

Diesen erweckte Gott zum Führer und Fürsten des hebräischen Volks, und verlieh ihm hohe Weisheit und besondere Kräfte. So führte er sein Volk aus der Sklaverey Aegyptens nach Palästina, in das Land ihrer Urväter.

Gesetz und Gehorsam.

Aber das Volk war widerspenstig, und verfiel, wie ein ungeartetes Kind, immer wieder in seine alten Untugenden. Es sollte die Verehrung und Erkenntniß des einzigen Gottes bewahren, und doch neigte es sich unaufhörlich zu schändlichem Götzendienst. Es sollte in kindlichem Vertrauen die weise aber unbegreifliche Leitung Gottes verehren, und dem göttlichen Mann Mose folgen; aber statt dessen murrete das Volk gegen Gott, vergaß die Wohlthaten, deren er ihm schon so viele erwiesen hatte, und sehnte sich sogar zurück in die alte Sklaverei. Kurz, das israelitische Volk war wie ein halsstarriger ungehorsamer Knabe, der seinem Führer und Lehrer unaufhörlich widerstrebt, und sich gegen das Gute auflehnet.

Ihm fehlte die erste Eigenschaft eines guten Kindes, ohne welche nichts Gutes und Löbliches in ihm aufblühn und gedeihen kann, nemlich der Gehorsam und die Folgsamkeit.

Darum wollte Gott, daß es zum Gehorsam sollte gebildet und gezwungen werden. So empfieng Moses unter Donner und Blitz die zehn Gebote auf dem Berge Sinai, sie dem Volke mitzutheilen. Dazu gehöret auch das Gesetz, an dem siebenten Tage nicht zu arbeiten, sondern ihn als einen Ruhetag dem Herrn zu heiligen.

Aber was hilft einem entarteten halsstarrigen Volke das bloße Gebot? Es vergißt desselben eben so leicht, wie ein Kind, an Unart und Ungehorsam gewöhnt, das Gebot seiner Eltern versäumet. Ein solches kann nicht durch Liebe, sondern es muß durch Zwang und ernste Mittel erzogen werden.

Darum, damit sie lernen und sich gewöhnen möchten, die Hauptgebote zu erfüllen, verordnete Moses auf Gottes Befehl, noch eine Menge anderer äußerlicher Gebote, die man das Ceremoniel-Gesetz zu nennen pflegt.

So ward ihnen auf das genaueste vorgeschrieben, wann und auf welche Weise sie allerlei Opfer bringen, wie sie sich waschen, baden und reinigen, wie sie Bäume pflanzen und das Land bauen und die Früchte davon genießen, ja selbst, wie sie sich kleiden und welche Art von Schnüren und Läpplein sie auf ihre Kleider setzen sollten u. s. w. Alles dieses, um sie an Gehorsam und Folgsamkeit zu gewöhnen, und sie unaufhörlich in dem Gefühl der Abhängigkeit von Gott und dem Gesetz zu erhalten.

Dazu kamen nun noch die ernsten Drohungen strenger Strafen im Fall der Uebertretung. Darum

heißt es: „Wer den Ruhetag entheiligt, der soll des Todes sterben. Wer eine Arbeit darinnen thut, deß Seele soll ausgerottet werden von seinem Volke."

Auf diese Weise mußte das an sich unwürdige Volk, welches aber zur Aufbewahrung und zu einem Gefäß der herrlichsten Wahrheiten ersehen war, durch Zwang und Gesetz in Ordnung gehalten, und von andern Völkern getrennt und abgesondert werden.

So war ihm denn auch das Gebot der Sabbathfeier ein strenges Gesetz; der siebente Tag mußte es seyn, und kein anderer; sie durften nicht einmal Feuer anzünden am Sabbathtage.

So ist es noch bei den Abkömmlingen des alten hebräischen Volkes, den Juden, bis auf den heutigen Tag.

Das Gleichniß vom Palmbaum.

Warum ist es denn nun anders bei den Christen? fragten die Kinder.

Der Lehrer antwortete und sprach: Ich will euch ein Gleichniß erzählen: Es war einmal ein Hausvater, der wollte, sich und seinem Hause zur Freude und zum Nutzen, einen Baum erziehen, nemlich einen Palmbaum, welcher einer der schönsten ist im Morgenlande. Und als das Pflänzlein aus der Erde hervorwuchs, bewahrte der Hausvater es sorgfältig, und beschattete es, daß ihm die Sonnenhitze nicht schadete, und benetzt' es zur Zeit der Dürre.

Darum wuchs es grün und lieblich in die Höhe. Aber sein grünes Laub lockte die Schafe und Ziegen, daß sie des Bäumchens begehrten, und es benagen wollten, wie gemeines Laub und Gras. Da sprach der Hausvater: Nicht also! es soll mir ein herrlicher Baum daraus erwachsen, meinem Hause zur Freude und Erquickung! Und er pflanzte ein Gehäge rings um den jungen Baum von Dornen und Stangen, so daß er abgesondert dastand. Auch band er das Bäumchen an einen Pfahl, damit es gerade aufgienge und sich nicht zur Erde krümmete. So wuchs es lustig in die Höhe, weit hinaus über das Gehäge, und breitete seine Aeste und Zweige aus. Da nahm der Mann das enge Gezäun hinweg, samt dem Pfahl. Der Baum aber warf einen lieblichen Schatten, und brachte reichliche Blüthen und die köstliche Frucht, und bewegte sich in freier Anmuth. —

Solch einem umzäunten Baume glich das Israelitische Volk in seiner Bildung, solch ein hoch und freiblühender Baum Gottes sollt' es werden in seiner Vollendung.

Die freie und fröhliche Lehre.

Als Jesus Christus in die Welt kam, da stand noch das jüdische Volk unter dem Zwange des äussern Gesetzes. Ja, es war noch viel schlimmer und härter als ehemals. Denn die Lehrer und Vorge-

setzten hatten das Joch dem Volke erschwert durch eigenmächtige Zusätze, um dasselbe besser benutzen zu können zu ihren selbstsüchtigen Absichten. Sie suchten den Sinn für das Gute und Edle in dem Volke zu ersticken, um es zu dem Unedlen mißbrauchen zu können. Die jüdische Nation war wie eine Heerde, die keinen Hirten hat, oder von dem Hirten geplagt und zerquält wird. Die guten und frommen Menschen sehnten sich nach Erlösung von diesen Banden, nach Licht und Freiheit. —

Da erschien Jesus und sprach: „Kommet her zu mir, ihr Mühseligen und Beladenen; ich will euch erquicken. Bei mir sollt ihr Ruhe finden für eure Seelen. Ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig. Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht. Ihr seyd nun nicht mehr Knechte, sondern Kinder des Vaters im Himmel. Der Zwang des äussern Gesetzes höret auf; ich bringe euch eine fröhliche Lehre, und eröffne euch den Zugang zu dem Vater im Himmel. Mit liebevollem Herzen und kindlichem Geist sollt ihr von nun an den allgemeinen Vater verehren. Denn Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." —

So lehrete Jesus Christus die Menschen Gott erkennen als den liebevollen Vater aller Menschen, der durch kindliches Vertrauen und Liebe wolle verehrt seyn. Seine Religion vereinte die Menschen zu einem Familienbunde. — Dadurch verschwand von selbst das strenge Gebot und das äußere We-

sen der Ceremonien. Denn in dem häuslichen Bunde zwischen Eltern und Kindern, Brüdern und Schwestern herrschet Liebe und gegenseitiges Vertrauen. Und die äußere Handlung gehet, ohne Zwang, von selbst aus jenen hervor. — Eben so verhält es sich auch mit dem Bunde, den Jesus zwischen Gott und den Menschen stiftete. — —

So feierten nun auch die Freunde und Jünger Jesu den Sabbath nicht mehr um des Gesetzes willen, sondern aus freiem Gemüth und Willen. Es wurde ihnen ein froher Festtag, so wie wenn Kinder ihren geliebten Eltern einen besondern Tag feiern. So waren auch die Christen nicht mehr gebunden an den Sabbathtag des Gesetzes, sondern sie wählten, statt des letzten, den ersten Wochentag aus Liebe und Freude. Denn an diesem Tage war der gekreutzigte Jesus siegreich aus dem Grabe hervorgegangen.

So ist also unser Sonntag ein erfreuliches Familienfest, das wir aus inniger Liebe zu dem himmlischen Vater, und im Gedächtniß an Jesus Christus feiern, der uns Gott als unsern Vater erkennen, verehren und lieben lehrte.

Zwischen der Sabbathfeier eines Juden und der Sonntagsfeier eines Christen ist also ein Unterschied, wie zwischen der gebotenen Erscheinung fürstlicher Diener an dem Hofe des Landesherrn, und der freien Versammlung liebevoller Kinder im Hause der Eltern. —

Die zwölf Kinder.

Darauf erzählte der Schullehrer folgende Geschichte:

Es war einmal ein Vater, ein frommer redlicher Mann, der hatte zwölf Kinder, die er alle in der Liebe und Gottesfurcht erzog. Als sie größer wurden, sandte er sie nach einander in die Fremde, damit sie allerlei lernten. Darauf verschaffte er jedem ein Eigenthum und Broderwerb, nach ihren verschiedenen Gaben und Kenntnissen. So wurden die zwölf Kinder vom väterlichen Hause und von einander getrennt, und jegliches hatte sein eigenes Hauswesen und eigenen Betrieb. Der alte Vater aber freute sich, daß ihm alles so wohl gelungen war.

Darauf lud er sie allesamt in das väterliche Haus am ersten Tage des Monats. Und sie aßen und tranken und waren guter Dinge, und redeten viel unter einander vor den Augen des Vaters.

Da sprach der Vater: So soll es hinführo gehalten seyn; jeglichen ersten Tag des Monats sollet ihr alle zu mir kommen, damit ihr nicht vergesset, daß ihr Einen Vater habet, und allesamt Brüder und Schwestern unter einander seyd.

Da sprachen die Söhne und Töchter des Greises: Vater, wie könnten wir dessen vergessen? Ist uns nicht alles Gute, dessen wir uns freuen, im väterlichen Hause geworden! —

Da antwortete der Vater: Weil es so ist, und

ihr es wisset, so sollet ihr dessen auch lebendig inne werden und das Gefühl desselben in euren Herzen erneuen. Und der Vater verordnete, daß an jeglichem ersten Tage des Monats alle zusammenkämen.

Und es geschah also. Nur einer von den Brüdern, ein Mann von finsterem, eigensinnigem Gemüth verließ die Versammlungen. Da ward der Vater betrübt und sprach: „Wer sich absondert, hat Böses im Sinn!“ Aber ich hoffe, ihr werdet ihm doch brüderlich begegnen und es ihn nicht entgelten lassen.

Da sprachen die Kinder: Wir lieben mehr, denn unser Bruder, wie sollten wir nicht auch ihm Liebe erzeigen und versöhnlich seyn?

Und als nun der Vater starb, begruben sie ihn und weinten. Darauf traten sie zusammen und sprachen: Es sey auch hinführo unter uns und unsern Kindern also, daß wir zusammenkommen in brüderlicher Eintracht. Und sie theilten die Erbschaft ohne Streit in Liebe und Einfalt. Dem Bruder aber, der nicht zu ihnen kam, gab ein jeglicher noch etwas von seinem Erbtheil. Denn er war arm geworden, und sie sprachen: Wir haben mehr Freuden als er, und können uns unter einander helfen! dazu lebet in unsern Herzen das Andenken und Wort unsers Vaters, das jener verschmähet hat. Also wollen wir auch mehr Liebe beweisen und ihn mit brüderlichem Herzen umfangen und nicht von ihm lassen.

Da thaten sie ihm heimlich allerlei Gutes, und hielten an einander in freundlichem Bunde.

Das Wort.

So führten die Männer, Frauen und Kinder mancherlei Reden unter einander im stillen häuslichen Kreise, Scherz und Ernst, so wie es jedem sein Herz eingab. Aber alles in Liebe, Freundlichkeit und Anmuth. Dazu genossen sie in fröhlicher Genügsamkeit und mit Danksagung die Gaben Gottes, wie die Zeiten sie mit sich brachten. Deßhalb vergieng ihnen der Sonntag, ehe sie es dachten; aber sein Andenken stand die ganze Woche, wie ein helles Sternlein, vor ihrer Seele. — Auch manches feine und gute Wort, das sie am Sonntag in froher Gesellschaft der Freunde und Verwandten gehört hatten, kam in der Woche wieder hervor, wie ein verborgenes Saamenkörnlein, nnd brachte dann Früchte der Weisheit oder des Trostes, je nachdem es einer bedurfte. Denn wer ein gutes Wort in seinem Herzen wohl bewahrt, der sparet sich einen Schatz auf Zeiten der Noth, wo es ihm wieder erscheinet, wie ein freundlicher Mann im Dunkeln, oder wie ein gewappneter Mann zur Zeit der Gefahr. —

„Ein Wort zu seiner Zeit geredet, ist wie ein goldener Apfel in silberner Schaale“ sagte der alte Großvater.

Der Sonntag ist die rechte Zeit, sagte der Meier,

Worte zu geben und zu nehmen. Es ist ein Saat- und Aerndte-Tag des Unsichtbaren. Und dazu gehörte ja auch das Wort.

Nun redeten sie unter einander von dem wunderbaren Wesen der menschlichen Rede, und wie ein Laut, der unsichtbar über die Lippen schwebet, vermöge, die innern Gedanken und Empfindungen abzubilden und in dem Herzen des Hörenden die nämlichen Gedanken und Empfindungen zu erzeugen. Der eine wunderte sich, wie doch die Stimme des Pfarrherrn die geräumige Kirche also erfüllen könne, daß keinem ein Wörtlein verlohren gehe. Einem andern dünkt' es sonderlich, daß in dem Gesange so vieler Stimmen die Worte sich so lieblich in einander fügen, und wohllautend dahin fließen, so wie viele Tropfen ein Bächlein oder einen Strom bilden.

Dann redeten sie von der besondern Kraft, die in den Worten liege, je nachdem sie ausgesprochen würden, und wie man mit einem Hauch seines Mundes oftmals das Herz des Menschen erquicken, aber auch inniglich betrüben könne. Und wie zum Exempel das begleitende Wort einen lieblichen Glanz verbreiten möge über die Gabe, welche man dem Armen reichet, also daß sie dadurch wie eine himmlische Gabe erscheine. Denn das Wort füget ja die innere Empfindung herzlicher Liebe zu der Gabe, und schleußt dem Empfänger des Sichtbaren das Verborgene auf, so daß er meinet in den Himmel zu schauen, der ihm die Gabe sendet. So redeten

sie noch manches von der anmuthigen, wie auch von der harten und herben Rede.

Da sagten die Männer lächelnd zu der Meierin, die ihr Kindlein auf dem Schooß hatte, sie möchte erzählen, auf welche Weise sich das Wort im Menschen bilde. Da sprach die freundliche Elisabeth: Wie sollte ich das sagen? Ist nicht auch die Sprache göttliches Geschlechts? Darum entsteht und wächset sie so heimlich, daß der Mensch nur einzelne Erscheinungen davon wahrnehmen und erzählen kann. Dazu bildet sich ja die Sprache in dem verschwiegenen Kämmerlein des Herzens, wo auch der Gedanke und die Empfindung wohnet. — Anfangs erscheint nur die Sprache in äußeren Zeichen, vor allem in dem Blick und Lächeln des Kindes. Ihr Männer begreifet schwerlich, welch ein Sinn und Bedeutung darin liegt! — Dann bildet sich in dem Munde des Säuglings das Lallen. Beide sind gleichsam die zarten Keime und Knöspchen der Rede. Noch bleibet das Wörtlein in dem Munde, aber allmählig löset es sich von den Lippen, und schwebet in freier und kindlicher Gestalt. Das Kind freuet sich nun über den Laut seines eigenen Mundes, und läßt sein junges Geschöpf stets von neuem erscheinen. Und so wie allgemach seine innere Welt heller und größer wird, beseelt es ein jegliches Wesen durch den Hauch seines Mundes, und machet es durch das Wort zu seinem Eigenthum. — Jedoch, sagte die Mutter, ich verstehe mich nur auf das Lallen und Lächeln des Kindes.

Darauf winkte der Meier seiner Elisabeth und bat: Gieb uns auch das Liedchen. Da sah sie ihr Knäblein an, und sang:

Das Lallen.

O wie mit Wohlgefallen
Schau ich mein holdes Büblein an!
Wie es so lieblich lallen,
Und freundlich lächeln kann.
Es sieht schier wie ein Röslein aus,
Und machet schon sein Mündchen kraus.

Es will schon „Vater" sagen,
Allein das Wörtchen ist zu schwer,
Sein Zünglein kanns nicht tragen,
Drum regt sichs hin und her.
Ei, laß das schwere Wörtlein seyn,
Bewahr' es nur im Herzen fein!

O schaut mein holdes Bübchen,
Es lallt und lächelt immerfort,
In Wang und Kinn ein Grübchen!
Bald kommt das süße Wort!
Nichts mir fürwahr so lieblich schallt,
Als wenn mein holdes Büblein lallt!

So sang die Mutter und herzte ihr Kindlein. Da sprach sie zu dem Lehrer: Bekommen wir denn nicht zu dem Lallen auch ein kräftiges Wort? — Der Meister antwortete: Heißt es denn nicht: „Aus dem Munde des Säuglings hast du dir ein Lob zu-

bereitet!" — Doch will ich gern das Meinige zutragen. Er sang:

Das Wort.

Schön blühet und duftet die Ros' am Strauch,
Süß tönen der Nachtigall Lieder,
Und lieblich entschwebet der Frühlingshauch
Dem Himmel, zur Erde hernieder.
Doch wahrlich nichts gleichet auf irdischem Rund
Dem redenden Odem aus Lippen und Mund.

Im schweigenden Busen wird wunderbar
Das Wörtlein im Stillen gebohren,
Da wächset ihm heimlich ein Flügelpaar,
Vom Herzen zum Boten erkohren.
Es öffnet der Lippen verschlossenen Saum,
Und schwebet dann säuselnd im luftigen Raum.

Nun suchet es sehnend ein andres Herz,
Sich freundlich mit ihm zu vereinen;
Erhöhet die Freuden, und läßt den Schmerz
Die Thränen der Linderung weinen;
Es kühlet des Busens verschlossene Gluth,
Und stillet die Wogen im wallenden Blut.

Zuweilen auch rauschet mit Blitzesmacht
Das Wort auf gewaltigen Flügeln,
Erhellet des düsteren Frevels Nacht,
Und wagt es, Tyrannen zu zügeln!
Wohl zittert der Sklave und wünschet es fort,
Doch freier nur wandelt das lebende Wort. —

Wohl schwebet es lieber im zarten Duft
Der Lieb' und des Dankes zur Erde,
Umtönet mildklagend die stumme Gruft,
Erheitert die finstre Gebehrde,
Begegnet dem Seufzer mit mildem Getön,
Und wandelt in Freude des Darbenden Flehn.

Ja schwingt nicht hinauf sich in kühner Bahn
Das Wort zu den himmlischen Thoren? — —
Wohl darf es dem himmlischen Thron sich nahn,
Am Throne der Allmacht gebohren!
Bevor ihn die Heerschaar der Welten umschlang,
Ertönte des Wortes gewaltiger Klang.

Da rief es hernieder des Lichtes Strahl,
Ihm schwanden die ewigen Dunkel.
Da schmückt' es mit Blumen Gebirg und Thal,
Die Himmel mit Sternengefunkel!
So wurde die Schöpfung in herrlicher Pracht
Durchs Wort des allmächtigen Mundes vollbracht.

Da hauchte der Schöpfer es in die Brust
Des sterblichen Sohnes der Erde,
Damit ihm, des Odems aus Gott bewußt,
Sein Leben ein göttliches werde!
Du Sprößling des Himmels, so bleibe denn auch
Im irdischen Munde ein göttlicher Hauch!

So sang der Meister, Männer und Frauen horchten seinen ernsten Tönen mit Andacht, und schwiegen eine Zeitlang, nachdem er vollendet hatte. Darauf begrüßten sie einander, und kehrten ein Jeder in seine Heimath. —

Der Sonntags-Feind.

Wohl freilich nicht überall in dem Dörflein feierte man den Sonntag mit solcher Herzlichkeit und Freude, wie in dem Hause des Meiers. Gleichwie die Einfalt des Herzens und der fröhliche Sinn nicht überall zu Hause sind, so waren auch hie und da einige, denen der Sonntag nicht Freude gewährte.

Zu diesen gehörte ein Mann, Nahmens Winand, der war karg und strebte unaufhörlich sein Gut zu mehren, und reicher zu seyn als andere, ohne etwas davon selber zu genießen oder andern mitzutheilen. Ee war immer über die Maaßen ernsthaft und finstern Aussehens.

Dieser kam an einem Sonntage nach der Predigt zu dem Pfarrer, und sie redeten mancherlei miteinander. Darauf sprach der Pfarrer zu ihm: Aber wie kommt es, Winand, daß ihr auch an dem Sonntage so finster aussehet, als ob es kein Festtag wäre, und als ständet ihr vor eurem Kornfelde, das ein Hagelschlag verheeret?

Da antwortete der Mann: Ich will es offen gestehn, der Sonntag ist mir der lästigste und traurigste Tag von allen. Die Zeit dünket mir alsdann Jahrelang, und ich sehne mich nach dem Montage, wo ich wieder schaffen und wirken kann.

Darauf sagte der Pfarrer: Mein Freund, ich will euch ein Gleichniß aus dem Evangelium erzählen:

Ein Fürst im Morgenlande stellete ein großes Gastmahl an, und ließ dazu die Aermeren seines

Volkes einladen. Auch ließ er jeglichem, nach der Sitte des Morgenlandes, bei seinem Eintritt in den Pallast, ein festlich Kleid reichen. Als die Gäste nun allesamt fröhlich und guter Dinge waren, trat der Fürst hinein, und begrüßte sie freundlich, und freute sich, daß sie allesamt so froh waren.

Aber nun bemerkte er unter den Gästen einen, der hatte kein festliches Kleid an. Da sprach der Fürst: Warum sitzt dieser unter euch an meinem Tisch und hat kein festlich Kleid an? Ist ihm nicht dasselbe geboten, wie den Andern?

Da antworteten die andern Gäste: Er hat verschmähet, das Kleid anzuziehen, und sich in schmutzigem Gewande zu uns gesetzt. —

Da erzürnte der Fürst und sprach zu seinen Dienern: Wohlan, so soll er auch nicht Theil haben an meiner Güte, sondern werfet ihn hinaus aus dem fröhlichen hellen Saal in die dunkle Nacht! Da mag er seinem finsteren Gemüthe nachhängen. —

Sehet, sagte der Pfarrherr, der Sonntag ist auch ein solcher Festtag und Gastmahl, wozu Jeglicher eingeladen wird. Und das festliche Kleid ist die Gesinnung, die er dazu mitbringen muß, und es hängt nur von ihm selber ab, ob er sie haben und sich dieselbe aneignen will. Und das ist ja nicht schwer. Wer sechs Tage im Schweiß seines Angesichts das Joch getragen und sein Brod gegessen hat, sollte der sich nicht sehnen am siebenten Tage, den Schweiß abzuwischen, und sein Brod mit aufrech-

tem Haupt zu essen, und vor dem Angesicht des Gebers fröhlich zu erscheinen? —

Aber — setzte der Pfarrer hinzu — wer nur auf niedern Gewinnst bedacht ist, und nur immer frägt: Was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? — solchen Menschen fällt es nicht ein, nach dem zu fragen, was höher ist.

Wer sich lange Zeit blos mit dem Irdischen und Sinnlichen beschäftiget, den ziehet das Irdische zuletzt so hernieder, daß er sein Haupt nicht mehr erheben kann. Wie sollte sich ein solcher des Sonntages freuen können? Er muß ihm vielmehr lästig und langweilig dünken. — Der Mensch, sagte der Pfarrer mit wehmüthiger Stimme, kann schlimmer werden, als das Thier. — Das Schwein blicket zwar nicht hinauf zu dem Eichbaum, dessen Eichel es verzehret. Aber es vermag es nicht, und wer wollte es verlangen? Es ist seine Bestimmung, zu essen und sich zu mästen. Aber dennoch kennet es diejenigen, die ihm Nahrung geben, und beweiset gegen diese eine Art von Dankbarkeit. Ein Hund liebet seinen Herrn und folget ihm, wohin er will. — Wenn der Mensch seine unsterbliche Seele vernachlässiget und seine höhere Bestimmung vergißt, und blos das Irdische liebet, so ist er schlimmer als das unvernünftige Thier. —

Der dreifache Tempel.

Ein frommer Landmann redete einst mit dem Pfarrherrn des Dorfs von dem Sonntage. Da sagte er: An diesem Tage stehet mir ein dreifacher Tempel Gottes offen, und ich besuche sie alle drei, wenn ich eben kann. — Da lächelte der Pfarrer und sprach: Wir haben doch nur Eine Kirche, und wenn ich ihr reinliches Ansehen, und die Stille und Aufmerksamkeit meiner lieben Pfarrkinder ansehe und betrachte; freilich so deucht mir, daß unser Kirchlein wohl ein Tempel Gottes könne genannt werden.

Da antwortete der Landmann: Das ist auch einer von den drei Tempeln, welche ich meine, und ich habe manch köstliches Wörtlein der Lehre und des Trostes mir daraus mit nach Hause genommen, das nicht blos auf die sechs folgenden Wochentage, sondern auf Lebenszeit sich als köstlich und standhaft bewährete. —

Dabei reichte der Landmann dem alten Pfarrherrn herzlich die Hand, und sagte: Gott erhalte Sie uns noch lange Zeit, Herr Pastor! —

Der Pfarrer drückte dem Ackersmann die Hand. Darauf fragte er: Und nun — der zweite Tempel?

Den kennen Sie besser als ich, erwiederte der Landmann, aber ich kann mich in meiner Einfalt wohl daran erbauen. Sehen Sie, fuhr er fort, wenn es sich einigermaßen thun läßt, so geh ich mit Weib und Kindern ins Freie. Und da sehen

wir des Morgens die Sonne an, wie sie aufgehet und strahlet, und des Abends, wenn sie untergeht. Und dann schauen wir auf das Gefilde weit und breit, und auf die Vögel des Himmels und die Blumen der Erde, und reden davon, nachdem uns das Herz giebt auszusprechen. Wenn man so ganz frei von Arbeit ist, und das Seinige wohl vollbracht hat, da siehet man das alles mit ganz andern Augen an. Man kann einer Biene oder einem Schmetterling ordentlich nachgehen, und sich über ein Blättchen freuen. Am Abend betrachten wir dann auch, wenns klar ist, den Sternenhimmel. Wir wissen zwar nicht mancherlei mit Namen zu nennen, aber es scheinet mir doch so, als ob der ganze weite Himmel ein Gewölbe des großen Tempels Gottes wäre, und als ob man auch da, wie auf der Erde ihn überall vernehmen könnte.

Der Pfarrer nickte ihm freundlichen Beifall und sprach: Wohl gewiß, lieber Freund, ist das ein Tempel Gottes. Auch die heilige Schrift nennet es also. Und wohl kann man in solchem Tempel seiner mit Andacht gedenken.

Es ist mir, sagte der Landmann, als ob das Gemüth an Sonn- und Festtagen besonders dazu gestimmt wäre.

Und welcher ist denn der dritte Tempel? fragte der Pfarrer lächelnd.

Der Landmann antwortete: Mit Erlaubniß Herr Pastor, mein eigenes Haus! Uns ruft dann die Arbeit nicht auseinander. Wir haben unsere besten

Kleider an, und alles ist in Fröhlichkeit, Liebe und Eintracht versammelt. Mit größerer Aufmerksamkeit und Wohlgefallen ruhet dann unser Auge auf unsern Kindern, das ganze Haus schließet sich näher aneinander, und jegliche gute Gabe, die wir empfangen haben, stehet dann lebendiger vor unserer Seele, und erinnert uns lebhafter an den gütigen Geber, in welchem ist kein Wechsel des Lichts und der Finsterniß. Dazu ist eine fröhliche Stille im Hause und in den Ställen — alles reinlich und geschmückt. Ich kann mich dann des Gedankens nicht erwehren, das stille häusliche Leben sey ein Tempel, in welchem Gott wohne und woran er sein Wohlgefallen habe. —

So ist es auch fürwahr, sagte der Pfarrer, und solchen Hausvater kann man wohl einen Priester Gottes nennen. So war auch bei den frommen Erzvätern kein anderer Tempel, als das Haus, und der Hausvater war der Priester. — Ist doch jeglicher Mensch, nach dem Ausspruch des Apostels, ein Tempel Gottes. Um wie viel mehr mag der stille Verein frommer Menschen und der fröhliche Familienbund eine Gemeine und Tempel Gottes genannt werden!

So redeten der Pfarrherr und der Landmann unter einander.

RENOVATUM.

Was bedeuten die Worte, die mit großen Buchstaben in unserer Kirche geschrieben stehn? fragte Wilhelm seinen Vater, als sie an einem Sonntage im Winter an dem Heerd saßen, und der Vater allerlei Geschichten erzählte.

Der Vater sagte: Das heißt „erneuert und ausgebessert in dem und dem Jahre." Es war ein merkwürdiges Jahr, sagte der Meier, und ich will euch die Geschichte erzählen.

Es war ein schwerer und harter Winter. Der Krieg hatte sich in unsere Gegend gezogen. Die feindlichen Heere waren zurückgedrängt bis zu unserm Dorfe. Hier setzten sie sich fest, und hielten ihre Winterquartiere. Alle Häuser waren voll Reuter von harter und roher Gemüthsart. Sie nahmen die besten Kammern des Hauses, und mancher Bewohner mußte auf dem Stroh schlafen in der bittern Kälte; dazu verzehrten sie den Vorrath des Jahres. Aber die Häuser vermochten nicht, die Menge zu fassen. So ward auch die Kirche angefüllt mit Heu und Stroh und allerlei Kriegsgeräthen und Rüstungen. Schlachtvieh und Pferde standen an den Pfeilern angebunden. Es war ein wildes Gewühl, und der Muthwille misbrauchte die schöne Orgel zu allerlei sündlichem Geleier, oder zu ungestümem Geräusch und verwirrendem Mißlaut, daß es denen, die es hörten, durch die Seele gieng. Dazu zerrete jeder, der Lust hatte, an den Glocken

bei Tag und Nacht. Ach, in dem stillen Gotteshause war ein schreckliches Bild der menschlichen Zwietracht, und des unnatürlichen Haders.

Kinder, sagte der Vater, wie sehneten wir uns damals, wiederum ein ordentlich fröhliches Geläut und Orgelspiel zu hören, und gemeinsam in Gottes Gemeine uns zu versammeln! Ja fürwahr, es ist dem Menschen heilsam, daß er zuweilen des Guten entbehre, damit er dessen Werth erkenne, und es ihm wieder jung und erfreulich erscheine. Das sagt mir das Wörtlein RENOVATUM.

Endlich kam die ersehnte Zeit. Das Frühjahr brachte uns den lieben Frieden; die feindlichen Reuter verließen unsere Gegend.

Da hatte jeder genug an seinen Häusern zu reinigen und zu bessern. Aber man that es mit Freuden; so gieng es auch schnell von statten. Und nun standen alle und harreten des Sonntags, wo man wieder in der Gemeine erscheinen möchte.

Aber der Pfarrer sprach: Die Kirche ist zu einem Schober entwürdigt worden! So können wir nicht mit Freuden erscheinen. Und er sendete die Aeltesten im Dorfe umher, ob jemand noch ein Scherflein geben könnte bei der allgemeinen Noth. Da gaben sie alle reichlich, viel mehr, als der Pfarrer und die Aeltesten erwarteten. Auch gab es ein jeder mit Freuden, und manche kamen, selbst Hand mit anzulegen. Der Pfarrer aber sprach: Die Liebe überwindet alles.

Jetzt wurde die Kirche gesäubert, die Sitze neu

gefärbt, die Orgel wiederum eingerichtet, Summa, alles wurde mit Fleiß so beschickt, daß es ein neues und lustiges Aussehen gewann. Am Sonntag in der Frühe giengen mehrere Mädchen heimlich hin, und schmückten die Kanzel mit einem zierlichen Laub- und Blumengewinde, also auch die Orgel.

Als nun das erste Geläute begann, da standen die Bewohner allzumahl schon vor den Thüren, als ob sie es nicht erwarten könnten, und hatten die schönsten Feierkleider an. Das Geläut dünkte einem wie ein Gesang aus dem Himmel, und es war uns zu Muthe, wie einem Genesenen, der den langen Winter auf dem Krankenlager zugebracht hat, und nun im lieblichen Schein der Frühlingssonne ein frohes neues Leben beginnt.

Und als nun das zweite Geläut' ertönete, wandelten die Menschen groß und klein, alt und jung nach der Kirche, alle mit eigener fröhlicher Empfindung, und heiteren Angesichts.

Beim Eintritt in die Kirche aber erstaunten sie, und viele weinten vor Freuden. Denn alles dünkte ihnen wie neu geschaffen; und wie wenn nach einem schweren Gewitter die Sonne lieblich hervorkommt, und ein sanfter Regen herabfällt, und der Regenbogen sich am Himmel ausbreitet, — so war es ihnen auch jetzo in der hellen neuen Kirche. Die Sonne schien an diesem Tage so freundlich, als ob sie mit zu den Feiernden gehörte.

Nachdem die Gemeine versammelt war, trat der freundliche Lehrer der Schule mit seinen Knaben und

Mädchen auf, und sie stimmten einen Lobgesang an, der fröhlich und ernst durch die Kirche tönte. Der Gesang lautete folgendermaßen:

Lobt den Herrn *)!
Er ist die Liebe!
Er verläßt die Seinen nicht.
Blickt auch unser Auge trübe,
Freundlich strahlt sein Angesicht.

Lobt den Herrn!
Er ist voll Milde!
Nach des Wetters schwüler Nacht
Glänzen schöner die Gefilde
Und des Regenbogens Pracht!

Lobt den Herrn!
Von seinem Regen
Duftet lieblicher die Au,
Und erfüllt von seinem Segen
Steht gebückt die Blum' im Thau!

Lobt den Herrn!
Auch wenn wir weinen,
Siehet uns sein Angesicht.
Er verlässet nicht die Seinen.
Vater! du verläßt uns nicht.

Lobt den Herrn!
Es fallen Thränen
Auf des Erdenpilgers Pfad!

---

*) Nach der bekannten trefflichen Melodie von Rolle zu dem Klopstock'schen: Lobt den Herrn.

Aber unter stillem Sehnen
Reift des Himmels ew'ge Saat!

Viele weinten, während dieses Lied gesungen ward, aber es waren Thränen der Freude und Dankbarkeit. Darauf that der Pfarrer ein Dankgebet am Altar aus dem Herzen — und so gieng es auch jeglichem zu Herzen.

Nun sang die Gemeine ein Lob- und Danklied, und jedem deuchte, es habe noch nie so schön und kräftig in der Kirche geklungen. Auch tönte die verbesserte Orgel kräftiger und lieblicher, denn zuvor, so daß jeder sagen mußte, Gottes Segen sey recht sichtbar und hörbar. —

Darauf trat der Pfarrer auf die Kanzel und redete über die Worte: „das Alte ist vergangen, es ist alles neu worden!" — Seine Rede war fröhlich und ernsthaft. Zuletzt stellte er unser Kirchlein dar, als ein Sinnbild eines Christen, über welchen Widerwärtigkeiten und Leiden kommen, der aber neu und veredelt aus denselben hervorgeht. Dann wurde das heilige Abendmahl von der ganzen Gemeine mit besonderer Rührung und Liebe genossen, und am Schluß sangen die Knaben und Mädchen wieder einen schönen Psalm, welcher folgendermaßen lautete *).

Ja fürwahr! uns führt mit sanfter Hand
Ein Hirt durchs Pilgerland

*) Das Lied ist nach Psalm 23. Die Melodie nach dem Klopstockschen: Auferstehn, ja auferstehn 2c.

Der dunklen Erde.
Uns seine kleine Heerde. Hallelujah!

Wenn in Dunkel auch sein Häuflein irrt,
Er wacht, der treue Hirt,
Und läßt den Seinen
Ein freundlich Sternlein scheinen. Hallelujah!

Sicher leitet aus des Todes Grau'n
Er uns auf grünen Au'n,
Aus Sturm und Wellen
Zur Kühlung leiser Quellen. Hallelujah!

Freundlich blickt sein Aug' auf uns herab.
Sein sanfter Hirtenstab
Bringt Trost und Friede.
Er wachet sich nicht müde! Hallelujah.

Ja, fürwahr, Er ist getreu und gut.
Auch unser Dörflein ruht
In seinen Armen.
Sein Name ist Erbarmen. Hallelujah! —

Aus eigener Bewegung stimmte die ganze Gemeine jedesmal in das Hallelujah, wenn es zum zweitenmal gesungen wurde, welches recht feierlich und schön lautete.

Nachdem alles dieses vollbracht war, gieng ein jeder fröhlich nach Hause, und stellete ein Fest an, so gut er vermochte und es die schlimmen Zeiten erlaubten. Aber des Vielen und Großen bedurfte es nicht, denn das Herz eines jeden war fröhlich und wohlgemuth. Auch war Allen die Kirche nun

doppelt werth und theuer geworden. Und am Abende beim Sonnenuntergang und im Mondenschein versammelte sich beinah das ganze Dörflein um dieselbe, als ob der Nachbar es mit dem Nachbar gemeinschaftlich besprochen hätte.

Also erzählte der Meier am traulichen Heerd.

Das Kirchlein.

Als der Meier seine Erzählung vollendet hatte, sahen die Kinder den alten Paul, der auch am Heerd saß, gleichsam fragend an, ob er nicht noch einiges wüßte. Der Meier sagte zu ihm: Ich sehe es dir an, daß du ein Liedchen auf dem Herzen hast! Da baten die Kinder noch mehr. Und Paul gestand, daß er an jenem Abend, beim Sonnenuntergang ein Lied gesungen habe. Aber man muß, sagt' er, die Kirche im Auge haben, und die Sonne muß untergehn! — Das sind freilich Anstalten, antwortete der Meier, die wir jetzt nicht zur Hand haben. Aber bei dem flammenden Heerd können wir es uns leicht einbilden.

Da sang Paul sein Liedchen:

O sehet doch, wie fein und hold
Dort unser Kirchlein strahlet,
Rings von der Abendsonne Gold
Umflossen und bemahlet!
Wie ists so still und leis' umher!
Nein, solch ein Kirchlein giebts nicht mehr.

Es prangt im Grünen hell und weiß,
Und schauet frisch und munter
Auf unsers Dörfleins bunten Kreis,
Und dann ins Thal hinunter.
Man siehts ihm an, wie es sich freut
In seiner Zierd' und Reinlichkeit.

O seht im goldnen Abendglanz
Des Kirchleins Fenster strahlen!
Wie eine Braut im Blumenkranz,
So steht es da, zum Mahlen. —
Ei schauet, wie es glänzt und glüht,
Und wie ein Pfirsichbäumlein blüht.

Doch immer wird's ihm nicht so gut,
Oft toben Sturm und Regen
Um's Kirchlein, doch es denkt voll Muth:
Das wird sich auch schon legen!
Mag auch Gewölk und Wetter dräun,
Auf Regen folget Sonnenschein!

Und glaubt es nur, nicht minder schön
Ist Kirchlein auch von innen.
Fein blau und weiß die Bänke stehn,
Und ist so still darinnen.
Und Sonntags steht kein Bänklein leer —
Nein, solch ein Kirchlein giebts nicht mehr.

Und wenn die Orgel glänzt und klingt
Mit ihren Silberpfeifen,
Wie dann ihr Schall das Herz durchdringt!
Es läßt sich kaum begreifen!
Man sieht und hörts mit Staunen an,
Und fühlt, was man nicht sagen kann.

Hoch oben an des Pfeilers Wand
Die Kanzel herrlich thronet,
Gar wundersam von Meisterhand
Vergoldet und gebohnet.
Dann kommt der Pfarrherr unverzagt,
Wohl wunderts einen, wie er's wagt.

Er aber tritt, ein Held, hervor,
Und leitet seine Heerde
Zur Himmelsbahn, und hebt empor
Die Herzen von der Erde.
Sanft treuft sein Wort, wie milder Thau
Auf eine dürre Blumenau.

O seht, die liebe Sonne sinkt,
Es dunkelt schon im Thale!
Nur noch des Thurmes Spitze blinkt
Im letzten goldnen Strahle.
Wie wirds so heimlich rings umher!
Nein, solch ein Kirchlein giebts nicht mehr!

Das Wort Gottes.

Was heißet das: Wort Gottes? fragte eines Tages die wißbegierige Maria ihre Mutter, als sie zusammen aus der Kirche kamen.

Das heißt: was Gott zu uns redet! antwortete die Mutter. — Wie sollte Gott zu uns reden? fragte das Mädchen. Die Mutter sprach: Er redet ja in deinem eigenen Herzen, so wie in den Herzen aller Menschen. —

Das Mädchen blickte die Mutter mit Befremden an. Da sprach die Mutter: Gesetzt, du hättest großen Hunger, und dein Weg führte dich durch den Obstgarten unsers Nachbars, du sähest da die schönen Aepfel und Birnen — da wär' es das nächste und beste, du nähmest, so viel du Lust hättest, und stilltest deinen Hunger.

Nicht doch, erwiederte Maria, da wollt' ich lieber den Hunger ertragen. Denn jenes wäre ja bös' und unrecht.

Mutter: Ja, ich meine, der Nachbar müßte nichts davon wissen, und es auch nicht gewahr werden! Er hat ja auch so viele Aepfel. ——

Maria: Es ist und bleibet doch unrecht.

Mutter: Wer sagt dir das?

Maria: Mein eigenes Herz! Und wenn ich doch von dem Obst heimlich nähme, so würde mein Herz mir Vorwürfe machen, und mir sagen, daß es unrecht und böse sey.

Mutter: Warum denn das, wenn der Nachbar es nicht weiß, und nicht dadurch leidet?

Maria: Ei, liebe Mutter! Was hat denn der Nachbar und die Aepfel mit meinem Herzen zu thun? Mein Herz sagt mir ja: was unrecht und böse ist, das ist unrecht und böse.

Mutter: Kann denn dein Herz reden, Maria?

Maria: Ja, wohl nicht eigentlich! Aber es ist doch als wenn eine Stimme darin wäre, die mir Beifall gäbe, wenn ich recht gehandelt, und „Pfui" sagt, wenn ich böses gethan habe.

Mutter: Wohl, mein Kind. Man pflegt diese innere Stimme des Herzens auch das Gewissen zu nennen; vielleicht, weil es so gewiß und bestimmt ist, was sie aussagt.

Maria: Darum durft' ich dir auch wohl vorher widersprechen? Nicht wahr liebe Mutter!

Mutter: Ja wohl, mein Kind! Zu begreifen, was bös und gut ist, dazu bedarf es nicht eines hohen Verstandes oder besonderer Klugheit, sondern nur eines einfältigen Herzens, das auf sich selber merke. — Das Gewissen ist in uns wie das Leben; und wie das Herz schlägt, so redet das Gewissen in uns; und man kann dabei nicht fragen: warum? oder wozu? — Es redet in uns so laut und vernehmlich, als ob es eine Stimme wäre.

Siehest du, fuhr die Mutter fort, das ist das göttliche Wort in dem Innern des Menschen. Wenn der Mensch noch in dem reinen Zustande wäre, wie er aus der Hand des Schöpfers kam, dann wäre dieses innere Wort genug, ihn zu warnen und zu leiten. Aber der Mensch ist lange nicht so, wie er seyn sollte; er ist abgewichen von seiner Reinheit; er ist verderbt, und hat eine überwiegende Neigung zum Bösen. Diese Verderbtheit des Menschen schwächt, verdunkelt und überwältigt oft sein Gewissen.

Und doch weiß er wohl, daß er gut und heilig werden soll. So bedarf er in seinem verderbten Zustande eines andern göttlichen Wortes, das zwar mit dem innern genau übereinstimmt, allein zugleich den

Menschen belehrt, wie er aus diesem verderbten Zustande zur Besserung und Heiligung gelangen, und so in seinem Innern des göttlichen Friedens und Wohlgefallens fähig werden möge. —

Durch Jesus Christus, und andere von Gott besonders erleuchtete Menschen ist dieses göttliche Wort ausgesprochen. Auch schriftlich ist es uns aufbewahret worden, und das Buch, worin es enthalten ist, heißt deshalb die heilige Schrift. — Jetzt wirst du, liebe Maria, sagte die Mutter, anfangen zu begreifen, was es heiße, wenn von Gottes Wort die Rede ist, und wenn der Pfarrer sagte: „Es sey dem Menschen eine Leuchte seines Fußes, und ein Licht auf seinem Wege.“ Künftig wirst du ein mehreres davon hören. Folge du aber nur der Stimme Gottes in deinem Herzen; dann wirst du künftig auch das Wort Gottes in der heiligen Schrift desto besser verstehen.

Andacht.

Ein andermal fragte die wißbegierige Maria die Mutter, als sie an einem Sonntage traulich beisammen saßen: Was heißt das Wörtlein Andacht? und wie muß man in der Kirche andächtig seyn?

Die Mutter antwortete und sprach: Es kommen wohl manche in die Kirche ohne Andacht, aus bloßer Gewohnheit, oder weil sie andere hineingehen sehen, und aus andern Gründen. Aber solche gehen auch

aus der Kirche, wie sie hereingekommen sind, ohne einiges mit nach Hause zu bringen. Sie ahmen nur den Schein des Guten nach, ohne es im Herzen zu empfinden. Vielmehr gewöhnen sie sich an den äußern Schein; so gehet ihnen auch das Wort der Lehre vorüber, wie ein Gesumm, und das Herz erkaltet vielmehr, als daß es für das Gute und Wahre erwärmt würde.

Aber ich will dir lieber ein Gleichniß aus der heiligen Schrift erzählen, sagte die Mutter, und die Kinder setzten sich näher um sie her. Denn sie höreten die Mutter so gerne erzählen. Darauf begann sie:

Eines Tages saß Jesus mit seinen Jüngern an dem Ufer des galiläischen Meeres *). Das Volk, dem er so viele Wohlthaten erwies, und welches ihn so gerne hörte, hatte bald erforscht, wo er war. Es strömte hinaus und begab sich an den See. Jesus ließ das Volk nun an dem Gestade sich lagern, und er selbst trat mit seinen Jüngern in ein Schiff, und aus dem Schiffe redete er zu dem Volke.

Das war eine schöne Kanzel! sagten die Kinder.

Ja wohl, antwortete die Mutter! so war es auch. Er liebte die Ordnung und Stille. So ließ er ein andermal das Volk sich an einem Berge lagern, und er selbst redete von einer Anhöhe zu ihnen hernieder. So jetzt vom See aus einem Fischernachen.

---

*) Der Lehrer thut sehr wohl, wenn er die Kinder mit dem Geburtslande Jesu und des Christenthums genau bekannt macht. In der Folge dieses Büchleins wird mehreres darüber vorkommen.

Er sah das Volk mit Mitleid und Liebe an. Denn sie kamen ihm vor, wie Schaafe, die keinen Hirten haben, und in der Irre wandeln. Er wußte, daß in ihren Herzen das Bedürfniß nach dem Bessern und Göttlichen nicht ganz erstorben und erstickt sey. Aber er sah zugleich, daß bei den meisten dieses innere Verlangen zu schwach war, um wie ein helles Licht hervorzubrechen, und die Herzen der Menschen zu erleuchten und zu erneuern. Er wollte ihnen gern der treue Hirt und Führer werden, wenn sie ihn nur dafür erkennen und annehmen wollten.

Warum thaten sie denn das nicht? fragte Maria; er war ja so freundlich und gut, und sagte ihnen alles so deutlich und klar. —

Dasselbe mochten ihn auch wohl seine Jünger fragen; liebe Maria, erwiederte die Mutter, wenn sie eine Menge Volks um ihn her versammelt sahen, und dann wiederum bedachten, wie doch so wenige ihm von Herzen anhiengen und nachfolgeten. —

Und wohl mochte das Volk selbst nicht recht deutlich wissen, warum es ihm so eifrig nachfolgte und so gern seine Reden hörete. —

Da sagte Jesus unter andern auch folgendes Gleichniß: „Ein Säemann gieng aus zu säen. Und indem er säete fiel etliches an den Weg. Da kamen die Vögel und fraßen den Saamen. — Etliches fiel in das Steinigte, da es nicht viel Erde hatte. Und es gieng bald auf, darum eben, weil es nicht tiefe Erde hatte. Aber als der Saame aufgieng, verwelkt' es, und weil es nicht Wurzel hatte, ward es dürre.

— Etliches fiel unter die Dornen, und die Dornen wuchsen auf und erstickten es. — Etliches fiel auf ein gut Land und trug Frucht, etliches hundertfältig, etliches sechzigfältig, etliches dreißigfältig."

Das ist alles ganz natürlich, sagte Heinrich, und so würde es auch jetzt noch gehen. Darum reinigen wir auch den Acker von Steinen und Dornen, daß es ein guter Acker werde.

Siehe, sagte die Mutter, ein solcher guter Acker ist ein Bild eines guten Herzens. Und der Saame ist ein Bild des göttlichen Wortes. So wie ein guter Acker den Saamen leicht in sich aufnimmt, und dann jegliches Körnlein keimet, und erst die Blätter hervorbringt, und aus den Blättern den Halm, und an dem Halm die volle Aehre — so auch ein gutes Herz. Es nimmt vorerst das göttliche Wort begierig auf, und bewahret es in sich, also daß es dasselbe versteht und wohl fasset. Dann zeiget sich die Kraft des Wortes in der Wärme des Herzens, und es strebet empor in Gesinnung und Handlung zu Gott, so wie das Hälmlein zum Himmel aufstrebet. Und endlich bringet es dann in dem guten Herzen die unsichtbare herrliche Frucht, so wie aus dem Saamen in gutem Boden ein schönes volles Aehrenfeld erwächst, und den Säemann mit Freuden erfüllt. Aber die unsichtbare Frucht ist viel schöner und erfreulicher. „Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich, was aber unsichtbar ist, das ist ewig;" sagt das göttliche Wort.

Mutter, jetzt weiß ich, was Andacht ist —

sagten die Kinder. An das, was gut und wahr ist, recht ernstlich und aufmerksam denken — sagte das eine. Und es in sich aufnehmen und bewahren, sagte das andere. Und Gottes Wort so zu Herzen nehmen und glauben, als ob man es nun aus seinem Munde hörte, sagte ein drittes.

Wohl, sagte die Mutter, ein jegliches von euch hat etwas gesagt, das zur Andacht gehört. Ihr beweiset dadurch, daß ihr mit Aufmerksamkeit — ja wohl selbst mit Andacht zugehört habt.

Worin ist denn beides verschieden? fragten die Kinder.

Die Mutter antwortete: Wenn ich dir, liebe Maria, etwas zeige und lehre, und du strengest dich an, alles, was ich dir sage, wohl zu fassen und zu behalten, dann bist du aufmerksam; denn du richtest deine Seele auf das, was ich dir sage, und merkest es dir. So, als ich dir neulich erzählte und zeigte, was alles mit dem Flachs vorgehen muß, bis es zur Leinewand wird — da warest du aufmerksam, und bewiesest dadurch, daß du mir es wieder erzähltest, daß du aufmerksam gewesen warest. So auch wenn ihr aus der Schule heimkommt, und vieles richtig zu erzählen wisset, so ist das ein Zeichen, daß ihr aufmerksam gewesen seyd. — Eben so wenn ihr auf dem Felde geht, so vermöget ihr aufmerksam zu seyn auf das, was ihr sehet. Ein Thier vermag das nicht, denn es hat keinen Verstand und kann nicht denken, noch weniger vermag es, aus freien Stücken seine

Aufmerksamkeit auf irgend einen Gegenstand zu richten.

Also, wer nicht aufmerksam ist auf das, was er sieht und höret, der ist wie ein Thier, und bleibt auch so unverständig, wie ein Thier. Darum müssen Kinder sich früh daran gewöhnen, aufmerksam zu seyn auf alles, was sie umgiebt und was sie sehen und hören, damit sie verständiger werden.

Aber, fuhr die Mutter fort, es ist nicht genug, daß der Mensch verständig und klug sey. Er soll besonders fromm und gut werden. — Unser eigenes Herz sagt uns, daß dieses das Beste und Höchste ist, und dazu machte uns der liebe Gott seinen Willen in seinem Worte bekannt.

Wenn wir nun auf dieses göttliche Wort, in der heiligen Schrift und in uns selbst, aufmerksam sind und von Herzen begierig darnach, — kurz, wenn wir uns Gott und seinen Willen recht lebhaft vorstellen und vergegenwärtigen, so sind wir andächtig. —

Wenn jemand zu beten meint, und blos ein auswendig gelerntes Gebet hersagt, dabei aber an etwas anders denkt — ist der wohl andächtig? -

Nein, sagten die Kinder — das wäre bloß etwas Aeußeres, und kann zu nichts dienen. Die Andacht ist ja in dem Innern und im Herzen der Menschen, und muß aus dem Herzen kommen.

Ja wohl, sagte die Mutter, und darum nennet es auch der Heiland nicht Beten, sondern Worte machen und ein heidnisches Plappern. Ein

solcher ist nicht einmal aufmerksam auf das, was er thut, vielweniger andächtig.

So kann man auch in der Kirche andächtig seyn, wenn man alles, was in derselben zu unserer Belehrung und Besserung, und zu unserm Trost und Erhebung geschiehet, mit ganzem Herzen in sich aufnimmt.

Das Wort Andacht bestehet aus zwei Wörtlein, nehmlich an und denken. Und weil der Mensch nichts Höheres, Größeres und Besseres denken und empfinden kann, als GOTT — so hat man mit dem einfachen Worte dieses größte und beste Denken und Empfinden bezeichnet.

Edmund.

Was hat man denn zu thun, liebe Mutter, damit man auch andächtig werde, fragten die Kinder.

Die Mutter antwortete: Das ist nicht schwer, ihr lieben Kinder. Denn der himmlische Vater ist uns überall nahe, und wir können seine Güte und Liebe, und seine Weisheit und Allmacht leicht erkennen. Denn wir haben ja von ihm eine vernünftige Seele und ein empfindendes Herz empfangen.

Ich will euch, sagte die Mutter mit sanfter Stimme, noch einiges von unserm lieben Edmund erzählen.

Ach! es war ein liebes und frommes Kind, sagte die Mutter. Als er noch ganz klein war, und eben reden konnte, da war er schon recht verständig

nach seiner Art, und aufmerksam auf alles. Er fragte nach allem, was er sah, und wenn der Vater von der Arbeit vom Felde kam, lief er ihm entgegen. Dann setzte ihn der Vater auf sein Knie, und mußte ihm allerlei erzählen, was er gethan und was er auf dem Felde gesehen hatte. Und als er nun größer und 8 Jahr alt war, da gieng er mit auf das Feld, und wir wunderten uns über seine Kraft und seinen besondern Muth. Denn er wußte schon vieles klüglich einzurichten und zu überlegen. Davon zeuget euch noch das kleine Gärtchen und die Baumschule, die er allein anlegte und besorgte, und welche noch dastehen, mir ein lebendiges Bild des lieben fröhlichen Knaben. — Indem die Mutter dieses sagte, kamen ihr die Thränen in die Augen, und sie verbarg dieselben. Aber die Kinder merkten es, und liebkoseten die Mutter. Die Mutter aber fuhr fort zu erzählen: Bald nun verlangt' ihn, daß man ihn ferner unterweisen möchte, und ich lehrte ihn lesen, so schickte ihn auch der Vater bald in die Schule, und er nahm mit jeglichem Tage zu an Weisheit und Anmuth. Er achtete auf alles mit besonderm Fleiß, und betrachtete die Blumen zu seinen Füßen, und die Sterne am Himmel und alle Geschöpfe Gottes mit besonderer Liebe und Aufmerksamkeit, und wußte von ihnen so zu reden, daß selbst der Pfarrer sich des Knaben verwunderte, und zuweilen sagte: Ich werde einen guten Jünger in der christlichen Lehre an ihm haben; denn er ist aufmerksam in allem, so wird er auch andächtig werden. Und so geschah es auch; denn

nachdem er den köstlichen Gedanken und das Bild des himmlischen Vaters in sein kindliches Herz aufgenommen hatte, da wurden Edmund die Natur und auch die Menschen immer werther und theurer. Es war eine rechte Lust mit ihm im Felde, oder zu Hause oder in der Kirche zu seyn. Denn er hatte ein fröhliches Gemüth, dabei war er aber doch still und ruhig in sich selber, und immer darauf bedacht, seinen Eltern und andern Menschen Freude zu machen. Und wenn er allein war, so wiederholte er in Gedanken, was er gelernt und gehört hatte, oder er betrachtete die Blumen und Gewächse des Feldes mit besonderer Aufmerksamkeit, oder er sang ein Liedchen, deren er manche wußte.

So nahm er immer mehr zu an Kenntnissen und Liebe. Und als er kaum ein Jahr in die Lehre gegangen war, sagte der Pfarrer, obwohl Edmund erst vierzehn Jahr alt wäre, so könne er doch sehr wohl sein Bekenntniß thun. Aber Edmund bat, daß er noch ein halbes Jahr möchte in die Lehre gehen dürfen. Ach, da kam die böse Krankheit. Er tröstete uns, wenn wir an seinem Bette saßen und weineten. Wenn ich auch sterben muß, sagte er, dann komm' ich ja in den Himmel, und da kommen wir ja alle wieder bei einander. Dort ist es noch viel besser und schöner als auf der Erde, und da sind wir dem himmlischen Vater viel näher. So redete Edmund. Zuletzt als es schlimmer mit ihm ward, und er heftige Schmerzen litt, wurd' er doch nicht ungeduldig, sondern er betete mit freundlichem Angesicht, und oft

lächelte er im Traum, und erzählte dann, wie er liebliche Gestalten der Engel um sich gesehen. Da starb er ganz sanft in meinen Armen. Und als wir ihn begruben, hielt der Pfarrer eine Rede über die Worte: Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, so könnet ihr das Reich Gottes nicht sehn. —

Es wurde der Mutter schwer, bis zu Ende zu erzählen. Darauf sagte sie: Edmund war ein andächtiges Kind — er dachte oft mit inniger Liebe und herzlichem Glauben an Gott, als den liebevollen Vater, und hörete gern von göttlichen Dingen reden. Dieses kam daher, weil er von Jugend auf seine Aufmerksamkeit geübt und durch sorgfältige Betrachtung der Natur und der Dinge seinen Geist gebildet hatte, vor allem aber weil er ein frommes liebevolles Gemüth besaß und in sich bewahrete. —

So war Edmund der Gedanke an Gott eben so natürlich und nahe, als der Gedanke an seine Eltern. Er verließ ihn auch da nicht, als die Schmerzen der Krankheit ihn quälten, und der Tod ihn von uns nahm. Vielmehr ward dieser Gedanke nun sein Trost und seine Erquickung. Wie sollte auch demjenigen, der in dem frommen Andenken an Gott sein höchstes Vergnügen fand, der Hingang zu dem himmlischen Vater schrecklich seyn können?

Die Kuh.

Ein andermal erzählte die Mutter den Kindern folgende Geschichte: In unserm Dorfe wohnte eine

Wittwe mit fünf Kindern, die war sehr arm und ernährte sich kümmerlich mit ihrer Hände Arbeit. — Auch gelang es ihr anfangs wohl, so daß sie jährlich von ihrem kleinen Felde reichlich einärndtete, und es an ihrem Hausbedarf nicht gänzlich fehlete. Aber ein ander Jahr mißrieth die Frucht, dazu starb ihre einzige Kuh, so daß sie in große Noth kam mit ihren fünf Kindern. — Da ward sie sehr mißmuthig, und sprach: Betteln mag ich nicht, und das Arbeiten und der Fleiß nutzet mir nicht. Es wäre mir besser, ich stürbe! — Also war sie sehr ungeduldig und mißmuthig in ihrem Herzen. — Als sie so da saß in ihrem Kummer, hörete sie von ferne das Geläut aus dem Dorf, — und es war ihr ein erquickliches Getön. Denn sie dachte: So wird man auch bald mich zu Grabe läuten! — Darauf trat ihr Mägdlein in die Kammer, und sprach: Mutter, sie läuten im Dorfe. Willst du nicht zur Kirche gehen? Ich will des Hauses wohl hüten! — So sprach das Mägdlein, ihre Tochter. Denn die Mutter pflegte alle Sonntage zur Kirche zu gehen, und fröhlicher heimzukehren. Darum dachte sie bei den Worten ihres Kindes: Warum sollt ich nicht auch heute hingehen in den bösen Tagen, wie ich in den guten gethan habe? So gieng sie, obwohl mit schwerem Herzen, zur Kirche, und setzte sich hinter einem Pfeiler. Denn sie schämte sich ihres Unmuths. Darauf, als das Lied anfieng, vermochte sie kaum mit zu singen vor heimlichem Weinen, und sie konnte ihre Thränen kaum verbergen. Und als der Pfarrer von der Liebe und Güte

Gottes redete, war ihr ein jedes Wort erwecklich und rührend. Denn ihr Herz war weich, wie ein wohlvorbereitetes Feld, welches der Pflug zerreißt, ehe es den Saamen in sich aufnimmt. — Als nun die Kirche aus war, gieng sie mit demüthigem Herzen getröstet nach Hause, und sagte: Hab' ich doch das Meinige gethan! So wird ja auch wohl der Vater es wohl machen, und das Seinige thun. Und vor allen war ihr ein Sprüchlein aus der Predigt zu Herzen gegangen: „Durch Stillesehn und Hoffen werdet ihr stark seyn!" — Gott, sagte sie, hat meine Thränen gesehen, er wird sie wohl stillen, wenn es gut ist.

Aber es hatte auch ein wohlhabender Mann in der Gemeine die Wittwe bemerkt in ihrem Kummer. Und auch diesem war die Predigt von der Liebe Gottes zu Herzen gegangen, und er dachte, als er die Wittwe sah: Sie hat ein heimlich Leiden; darum kann sie nur mit Thränen der Liebe Gottes gedenken, und nicht so fröhlich nach dem Hause des Herrn gehen wie du. Deßhalb fragte er unter der Hand nach der Wittwe. —

Als nun am Abend die Wittib mit ihren Kindlein bei dem Lämpchen saß, und sie sich unter einander trösteten und vorsetzten, fleißig zu arbeiten, sagte die Mutter: So wollen wir erst ein Geislamm aufziehen, vielleicht kommen wir auch einmal wieder zu einer Milchkuh. Als sie diese Worte geredet hatte, vernahmen sie an der Thür ein Gebrüll, wie das einer

Kuh. Da wurde es ihnen wehmüthig, denn sie gedachten der Kuh, die ihnen gestorben war.

Als es nun aber leise an die Thür klopfte, da erschracken sie, und nachdem sie die Thüre geöffnet, trat ein Mann hinzu, und sagte: Sehet, ein guter Freund sendet euch diese Kuh, und diese Säcke, nebst seinem freundlichen Gruß. Da erstaunten sie noch mehr, und ehe sie noch zu danken vermochten und die Männer befragen, waren sie schon von dannen gegangen. Die Kuh aber stand an einen Baum gebunden, und war schwarz und weiß gefleckt und viel schöner, als die gestorbene. Da führten die Kinder sie jauchzend in den Stall, und trugen mit Mühe das Korn in die Hütte; die Mutter aber weinte heimlich. Des andern Tages kam der Meier selbst zu der Wittwe, und sagte: Ihr habet gestern in der Kirche Gott eure Thränen dargebracht, dafür hat er euch getröstet. Ich war ihm lange schon ein Opfer meines Dankes schuldig. Denn er hat mich reichlich gesegnet. So seyd so gut und nehmet es ohne Dank, als eine Schuld, die ich gerne abtrage. Ich danke Gott, daß er in der Kirche mein Herz erweckt hat, euch zu helfen. — So sprach der Meier, und nun schieden sie fröhlich von einander.

Sehet Kinder, sagte die Mutter, so hatte der Gedanke an Gott das Herz der Mutter dem Troste, und das Herz des Meiers der mildthätigen Liebe geöffnet.

Die mütterliche Lehre.

Als die Mutter so den Kindern erzählte, trat der Vater hinein, und freuete sich, als er die Kinder so aufmerksam um die Mutter sitzen sah, und wie sie ihr zuhöreten. Die Kinder aber grüßten den Vater, und rühmeten die schönen Lehren und Erzählungen der Mutter, und sagten, wovon sie zu ihnen geredet.

Da lächelte der Vater und sprach: Nun, so hat euch ja die Mutter eine rechte Predigt gehalten, und ihr seyd auch andächtig gewesen! das ist schön!

Da sagte die Mutter: Nein, im Hause ist der Hausvater der Priester und Pfarrherr. Uns Frauen ist die äußere Pflege vertrauet; wir sind nur die Leviten des Hauses.

Nicht doch, meine Liebe, erwiederte darauf der Vater. So wie ihr dem Kindlein die Milch reichet, und nachher die Speise, und sie zur Reinlichkeit gewöhnet; so sind auch der Mutter Lippen und ihre sanfte Rede geschickter, dem kindlichen Herzen die sanfte Wahrheit und das göttliche Wort einzuflößen.

Nachdem der Vater diese Worte geredet, sprach er zu den Kindern: Nun singet einmal! Zugleich winkte er ihnen, daß sie ein Liedlein singen sollten, welches sie in der Schule gelernt hatten, und womit der Vater die Mutter überraschen wollte. Sie stellten sich in einen Kreis, und die Kinder sangen abwechselnd in einzelnen Stimmen, und dann im Chor, wo auch der Vater mit einstimmte. Das Lied lautete wie folget:

Die Mutterliebe.

Am stillen Pfad der Kindheit fleußt
Ein Börnlein sanft und helle,
Es rieselt kühl, es rieselt mild,
Und trägt des blauen Himmels Bild
In seiner Silberwelle.
Ach, ohne dieses Börnlein wär
Des Lebens Morgen freudenleer,
Der Kindheit Himmel trübe. —

Chor.

Das Börnlein ist uns wohl bekannt,
Es heißet Mutterliebe!

Am Börnlein sieht man sanft und hell
Ein zartes Blümchen glänzen!
Es ist der frommen Jugend hold,
Und reichet seiner Blüthe Gold,
Die Unschuld zu bekränzen.
Ach, wo nicht glänzt sein milder Strahl,
Da wird der Kindheit blühend Thal
Zu einer öden Heide.

Chor.

Das Blümlein ist uns wohl bekannt,
Es heißet Mutterfreude. —

Am stillen Pfad der Kindheit blinkt
Ein Sternlein sanft hernieder,
Kein Wölkchen birgt sein Angesicht,
Es strahlt mit ewig jungem Licht,
Und kehret immer wieder.
Ach! wo nicht dieses Sternlein wacht,
Umhüllet Dunkelheit nnd Nacht
Der Kindheit lichte Wege. —

Chor.

Das Sternlein ist uns wohl bekannt,
Es heißet Mutterpflege. —

Im stillen Glanz des Sterleins schwebt
Ein sanftes, lindes Säuseln;
Es macht des Säuglings Antlitz hell,
Er lächelt, gleich dem Silberquell,
Den leise Lüftchen kräuseln.
Ach! ohne dieses Säuseln schweigt
Sein Lallen, seiner Wang' entfleucht
Der junge Glanz der Rosen.

Chor.

Das Säuseln ist uns wohl bekannt,
Es heißet Mutterkosen.

Am stillen Pfad der Kindheit tönt
Ein Laut voll Kraft und Milde.
So füllt des Lenzes sanftes Weh'n
Mit Laub und Blumen Thal und Höh'n,
Mit Aehren die Gefilde. —
Ach! ohne diesen milden Laut
Erstirbt, von dunkler Nacht umgraut,
Der Kindheit Blüth' und Aehre!

Chor.

Wir kennen wohl den süßen Laut,
Er heißet Mutterlehre. —

Als sie das Lied vollendet hatten, sah die Mutter in bescheidener Fröhlichkeit den Mann und die Kinder an. Die Kinder aber giengen zur Mutter und umarmten sie alle zugleich, so daß es rührend und

lustig anzusehen war. — Der Vater aber sprach: Nun, ich sehe, ihr habt auch das Lied mit Andacht gesungen. Denn ihr lasset, so gut ihr vermöget, die That sogleich auf die Empfindung folgen. Und so ist die Andacht rechter Art. —

Da sprachen die Kinder: Da wir nun alle das unsrige gethan haben, so ists auch billig, daß der Vater seinen Beitrag gebe. Nicht wahr, liebe Mutter?

Die Mutter antwortete: Ja, wohl nichts billiger als das! und die Kinder frohlockten um den Vater.

Ja, so muß ich wohl, sagte der Vater. Und weil ihr doch so andächtig von der Andacht geredet habt, so muß ich wohl billig in der nemlichen Weise fortfahren. —

O eine Geschichte! eine Geschichte! riefen die Kinder.

Darauf erzählte der Vater die

Geschichte von den Alphirten.

In dem Schweizerlande giebt es ein hohes Gebürge, die Alpen genannt, dessen Spitze ragt weit über die Wolken hinaus, und ist mit ewigem Schnee und Eise bedeckt. Aber die Mitte des Gebürges ist reich an herrlichen, kräuterreichen Waiden, und rings umher wohnen Hirten. Die Kinder wachsen unter den Heerden auf, und lernen früh, sie klüglich regieren. —

So waren auch zwei Knaben, Lienhard und Wälty, Nachbars Kinder, deren Eltern wohneten am Fuße des Gebürges, und hatten jeglicher eine kleine Heerde. Auch war noch ein anderer Knabe, Na-

mens Hannely, der wohnete ein wenig ferner; der pflegte auch mit ihnen zu waiden auf dem Gebürge. So zogen sie dann hinauf im Frühling und Sommer, Sonntags und Werkeltags auf die hohe Alp. Denn die Eltern besorgten die häuslichen Dinge, oder sie vermochten nicht, die Höhen zu ersteigen, wo die besten Kräuter wachsen.

Eines Morgens, als der Tag dämmerte, zogen Lienhard und Wälty wieder hinaus auf die Alp. Sie harreten ein Weilchen unten auf der Matte, ob Hannely kommen würde; aber er kam nicht. Da sprachen die Knaben: Er wird wohl kommen! er weiß ja den Weg, wo er uns findet. Aber es ist Schade, daß er nicht bei uns ist, sagte Lienhard. Denn es ist Sonntag, und wir müssen den zusammen feiern, wie sonst. Aber ich habe auch noch etwas Besonderes vor.

Da fragte Wälty: Was ist denn das? Und Lienhard antwortete: Siehe, wir wollen uns ein Kirchlein bauen! — Da sprach Wälty: Wie mögen wir Knaben ein Kirchlein bauen? hätten wir auch Steine und Werkzeuge, so fehlet uns doch die Kraft und die Kunst dazu. Auch ist es ja Sonntag, da darf man nicht arbeiten!

Ein frommes Werk darf man wohl thun! antwortete Lienhard. Und es soll kein Kirchlein von Stein und Holz werden, sondern wir bauen eines von Zweigen. Siehe drüben liegen noch Pfähle von einer verfallenen Sennhütte, die dienen uns zu Pfeilern.

Darauf machten sich die Knaben an die Arbeit,

und sprachen: Wie wird sich Hannely wundern, wenn er das Kirchlein siehet! — Nun arbeiteten sie mit frischem Muth, und bald hatten sie das Hüttchen vollendet. Es stand auf einer hohen Alp in einem lieblichen Thal, das nur gegen Morgen sich eröffnete in eine unermeßliche Aussicht; an der andern Seite strebten die Berge empor bis weit über die Wolken, und von oben glänzten die weissen Eismassen, jetzt erglühend im Strahl der Morgensonne.

Darauf pflückten die Knaben die herrlichsten Blumen des Alpgebürges, die goldfarbige und blaue Enziane, Aurikeln und Ranunkeln und andere, flochten daraus Kränze und Gewinde, und schmückten damit die Seiten ihres Tempelchens. Auch bauten sie einen Altar von Rasen und bekränzten ihn mit den schönsten Blumen. — Darauf warteten sie, ob Hannely käme. Aber er kam nicht. Nun schaueten sie von der Höhe hernieder, ob sie nicht seine Heerde von ferne sähen; aber sie sahen keine Heerde und keinen Hirten. — Endlich hörten sie von fern aus dem Dörflein das Sonntagsglöckchen läuten. Da sagte Lienhard: Komm Wälty, jetzt ists auch unsre Zeit, ins Kirchlein zu gehn. Nun trieben sie die Heerde in das Thal nahe bei dem Hüttchen, und sagten zu den Schaafen und Ziegen: Graset nur fein, und seyd stille! wir müssen ins Kirchlein gehen!

Als sie nun hereintraten, nahmen sie ihre Käppchen ab und setzten sich auf ein Bänklein, und saßen ganz still und andächtig ein Weilchen, und es wurde ihnen eigen und heimlich. Denn das Morgenlüft-

chen spielte in die Blätter des Kirchleins, also daß es leise säuselte; dazu tönete das Glöckchen aus der Ferne. — Die Knaben aber beteten heimlich in ihren Herzen.

Darauf flüsterte Wälty zum Lienhard: Könnten wir auch ein Liedlein singen. Da sagte Lienhard: Wir wollen das Alpliedlein singen! das ist gut dazu. Darauf sangen die Knaben

Das Alpenlied.

Auf hoher Alp
Wohnt auch der liebe Gott,
Er färbt den Morgen roth,
Die Blümlein weiß und blau,
Und labet sie mit Thau.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
Von kräuterreichen Höhn
Die Lüftlein lieblich wehn,
Gewürzig, frei und rein.
Mags auch sein Odem seyn?
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
Erquickt sein milder Strahl
Das stille Waidethal;
Des hohen Glätschers Eis
Glänzt wie ein Blüthenreis.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
Des Gießbachs Silber blinkt;

Die kühne Gemse trinkt
An jäher Felsen Rand
Aus seiner hohlen Hand.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
In Schaaren weiß und schön
Die Schaaf und Zieglein gehn
Und finden's Mahl bereit,
Daß sich ihr Herze freut.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
Der Hirt sein Heerdlein schaut;
Sein Herze Gott vertraut;
Der Geis und Lamm ernährt,
Ihm auch wohl gern bescheert.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt!

Als sie das Alpliedlein ausgesungen hatten, nahmen sie Blumen und streuten sie auf den Altar, als ein Zeichen ihrer Dankbarkeit. Darauf kehrten sie zu ihren Heerden zurück, die am Abhang ruhig waideten. Als sie nun in das Thal herunter sahen, erblickten sie ganz unten eine kleine Heerde. Da riefen sie: Das ist Hannely's Heerde! Wir wollen hinunter, und ihn holen, daß er nicht allein waide, und damit er unser Kirchlein schaue.

Als sie nun unten kamen, sahen sie, daß nicht Hannely, sondern dessen Vater die Heerde waidete, und sie wunderten sich, und fragten: Wo ist Hannely? Da sprach der Vater: Er lieget im Bett und ist krank. Darum waid' ich die Schaafe, aber

ich darf nicht ferne gehen von der Heimath, denn die Mutter ist betrübt.

Da sprachen die Knaben einmüthig: Wir wollen die Schaafe hüten, als ob es unsere eigene wären, bis Hannely wieder wohl ist. —

Also übernahmen sie die Heerde, und der Vater kehrte froh zur Heimath. Die Knaben aber gedachten nun, daß Hannely so gern Erdbeeren äße, und nun giengen sie und sammelten die würzigsten und reifsten, die auf der Alp wuchsen, und flochten ein Körblein aus Halmen, das fülleten sie bis oben an. Und als sie nun am Abend von der Alp kamen, und die Heerden heimgeleiteten, giengen sie beide zu Hannely und brachten ihm das Körblein mit Erdbeeren, und ein Blumenkränzlein lag darüber. Da freuete sich der kranke Hannely über die Maaßen, und er aß von den Erdbeeren und genaß in kurzer Zeit.

Lienhard aber und Wälty sagten: „Wir haben einen schönen Sonntag gefeiert! —“

Und hier ist die Geschichte aus, die der Vater erzählte.

Die Unterredung.

An einem Sonntage besuchte der junge Edelmann, der nach einem langen Aufenthalte in der Fremde kürzlich auf sein Rittergut in der Nähe des Dorfs zurückgekehrt war, den Meier. Als sie nun allerlei redeten, bezeugte der Junker seine Verwunderung

über die stille und fröhliche Weise der Sonntagsfeier im Dorfe. Ueberall begegnen mir fröhliche Gesichter, sagte er, und doch höret man kein Geräusch und siehet keine Anstalten zur Freude.

Der Meier antwortete: Wozu die Anstalten zur Freude, wenn sie einem von selbst begegnet? Der Sonntag ist ja ein Fest- und Freudentag. Und wahre Freude keimt und blühet im Stillen, so wie ein Rosenknöspchen sich heimlich entfaltet zwischen den Blättern und Dornen, die es erzogen und beschützt haben.

Mich wunderts, sagte der Junker, daß euch der Tag nicht lang dünket, da ihr der Arbeit gewohnt seyd.

Um desto süßer ist die Ruhe, antwortete der Meier. Wir stehen des Morgens auf mit dem Bewußtseyn, unsere Wochenarbeit wohl vollbracht und den Ruhetag verdient zu haben. Unsere Werke stehen um uns her, gleichsam in Sonntagskleidern. Das Haus ist reinlich, und was glänzen kann, glänzet. — Mit dem Frühstück beginnt dann die Feier des Tages und seine fröhliche Stimmung. Die Kinder gehen rothbäckig und lustig aus den Schlafkammern hervor wie die Morgenröthe; die Eltern wissen es, daß sie ihnen nun den ganzen Tag zugehören, der Vater kann sie mit Muße beschauen und mit ihnen reden und scherzen. Das Gesinde, wenn es sich zum Morgensegen und Frühstück versammelt, sieht auch anders aus, denn sonst. — Es läßt sich nicht so sagen, aber ich mögte die Sonntagsfrühe wieder mit einer Rosenknospe vergleichen, wo schon zwischen den Kelchblättchen die rothe Blüthenfarbe hervorschimmert. —

Aber was giebts denn weiter nach dem Frühstück? fragte der Junker.

Statt der Antwort zeigte der Meier dem Junker sein Vieh in den Ställen, das Geflügel auf dem Hofe, die Scheunen, die Gärten dicht vor dem Hause, die Baumschule und den Spielplatz der Kinder. Hat man sechs Tage für diese gearbeitet, sagte er, so beschauet man sie auch gerne am siebenten ohne den Schweiß des Angesichts. Und wenn Weib und Kind und Knecht und Magd mit zuschauen — ist das nicht auch eine festliche Stunde?

Wohl, sagte der Junker, auf dem Gehöfd des Meiers; aber die Armen —

Es giebt Arme in unserm Dorf, antwortete der Meier. Aber keine Armuth, der es am Nothwendigen und am Broderwerb gebräche, und welche der Mißmuth oder gar Verzweiflung begleitet. Solche Armuth kann es nicht geben in einem christlichen Dorfe. — Und wer sein Weniges in Genügsamkeit und Freude genießt, der ist nicht arm, sondern reich. — Kann nicht auch die kleine Hütte so gut reinlich und geschmückt seyn, wie der große Hof? Und der Bauernhof so gut, wie Ihr adeliches Schloß, Herr Junker? Gott hat den Armen neben dem Reichen geschaffen, damit sie sich gegenseitig das Leben verschönern durch Geben und Nehmen. Was hierin während der Arbeit versäumt und übersehen wurde, deß erinnert man sich am Sonntag, und suchet es gut zu machen. Wie könnte man auch, wenn man so vor seinen Scheuren und Ställen steht, Gottes und seiner Brüder vergessen? —

Der Junker war gerührt, und bat den Meier nach einem Weilchen, den fernern Verlauf des Sonntags zu erzählen. Dieser fuhr fort: Dann läutet es zur Kirche! Es ist uns eine freudige Einladung. Der herzerquickende Gesang hebt den Staub der Arbeit vollends von der Brust. Der Pfarrer redet nicht in vielen eitlen Worten, sondern in Einfalt und Kraft, und nur zu dem Herzen. Man fühlt sich erquickt, gestärkt und erhoben. —

Und nach der Kirche? fragte der Junker. Der Meier erwiederte: Da giebt es herzliche Grüße und Handschläge guter Bekannten und Freunde, und ein fröhliches Mittagsmahl im Kreise der Verwandten und Freunde. Die Kinder umschlingen den Tisch, wie die Reben; es wird ein Gericht mehr aufgetragen; man sieht Blumen und Früchte auf der Tafel, und Dank und Liebe strahlt auf den Gesichtern.

Und die Knospe hat sich aufgethan und stehet in der Blüthe! sagte der Junker. Aber was blühet euch denn am Nachmittage?

Eine neue Freude, sagte der Meier, wozu uns wieder die Glocken einladen. Die Kinder des Dorfs stehen um den Altar, wie die Blüthenreiser. Der Pfarrherr und der Meister unter ihnen, als die treuen Gärtner. — Doch, Herr Junker, das werden Sie dann erst fassen, wenn Ihnen Gott einst Kinder bescheeret. Ists doch eine Freude, seine jungen Bäume Blüthe und Frucht ansetzen zu sehen. — Wie viel mehr, die Blüthenknospen der Menschlichkeit und der göttlichen Weisheit an eigenen Kindern zu schauen! —

Der Junker winkte freundlichen Beifall und der Meier fuhr fort: Und nun gehts wieder heimwärts mit heiterm Sinn. Söhne und Töchter hüpfen um die frohen Eltern. Es wird ein fröhlicher Trunk genossen, und dann gehts hinaus ins Feld, die Herrlichkeit der Natur zu beschauen. —

Ich dächte, sagte der Junker, der Landmann hätte sich die Woche über so müde an ihr gearbeitet, daß er sie gern am Sonutag vergäße. —

Der Meier antwortete: Nicht doch, er hat sie um desto lieber. Denn die Arbeit ist ja für den kein Joch und keine Beschwerde, dessen äußere und innere Kraft von Kindheit an in einfacher Weise gebildet wurde. Das häusliche Leben und unsere weise Schule gewährt unserer Jugend diese doppelte Wohlthat. So sehen wir mit Freuden die Früchte unserer Kraft auf unsern Feldern, und werden uns unserer Menschenwürde bewußt.

Aber, Herr Junker, und das ist die Hauptsache — es erstarkt mit der Kraft unsrer Jugend zugleich in ihrem Herzen der einfache Glaube an einen himmlischen Vater, ohne welchen die Natur nichts ist. Durch ihn aber wird sie ein Heiligthum und Tempel Gottes. Und der Mensch, durch diesen Glauben gebildet, erwächst wie ein Baum, der, zum Himmel aufstrebend, den müden Pilger durch seine Frucht und Schatten labet und die Erde verschönert.

Ich brauche wohl nicht den Schluß des Sonntags zu erzählen, sagte der Meier, und Ihnen beweisen, daß auch ohne Brummbaß und Geige selbst

die Winterabende uns nicht lang fallen. Kommen Sie an unsern Heerd, und Sie sollen hören, daß wir die Musik an uns selber haben.

Der Junker drückte dem Meier die Hand, und sie schieden freundlich von einander. —

Die Schule.

Nichts im Dorfe war lustiger anzusehen, als wie die Kinder zur Schule giengen. Es war auch wie ein Kirchgang. In kleinen Truppen und Reihen kamen sie aus den Feldwegen und Pfädchen, und fröhliche Lieder verkündeten von ferne das Wandeln der Kinder. Aber die Schule war auch wie ein Kirchlein. Geräumig und hell stand sie auf einer kleinen Anhöhe von Bäumen rings umschattet. Die Fenster glänzten, und inwendig war alles so reinlich und nett, daß es einen anlachte. Darum schämten sich auch die Kinder, schmutzig und unrein zu erscheinen, und auch die ärmsten hatten doch ein ordentliches Aussehen. So lernten die Kinder auch in der Schule, was Reinlichkeit und Ordnung sey, und brachten es mit in ihre Häuser und Hütten, so daß diese hierin die Schule nachbildeten, und so klein sie waren, doch in Ordnung und sauberem Wesen einem Kirchlein ähnlich sahen. — Mit freundlichem Gruß und Gegengruß empfiengen sich Schüler und Lehrer untereinander, und es wuchs ihnen täglich die innere Kraft des Geistes und Gemüthes. So wurden die Herzen der Kinder hier gebildet zu reinen und star-

ken Gefäßen, das Bessere aufzunehmen und festzuhalten; und ihre Augen wurden ihnen klar, daß sie die Menschen und die Aecker und Felder mit richtigem Blick anschauten, und überall Gott und das Göttliche erkannten. —

Dazu schärfte der treue Meister ihre Sinne, und machte ihr Herz empfänglich für die edlern sinnlichen Freuden. Darum lehrete er sie die Herrlichkeit der Natur im Großen und Kleinen erkennen, und bildete sie zum fröhlichen Gesang. — So lud er sie zuweilen auch am Sonntag in die Schule, und führete sie hinaus, daß sie auch die Natur als einen Tempel Gottes erkennen möchten.

Eines Sonntags im Frühling hatte er die ältesten Kinder eingeladen, um sich gemeinsam des Feiertages und Frühlings zu freuen, und die aufgehende Sonne zu schauen. Sie waren alle zu rechter Zeit in der Schule versammelt. Der Lehrer sprach ein Morgengebet, und nun wanderten sie auf den Hügel. Da sangen sie das Lied, das sie die Woche gelernt hatten:

Sonntagsmorgenlied im Frühling.

O seht, auf leisen Flügeln
Des Frühroths, von den Hügeln
  Kommt unser Feiertag ins Thal!
Wir wandeln ihm entgegen;
Er bringt uns Freud' und Seegen,
  Und Laub und Blumen ohne Zahl.

Es schmücken sich die Auen,
Sein Angesicht zu schauen;
  Ihn grüßt der Nachtigallen Chor.

Die Lerch' am Himmel schwebet,
Und duftender erhebet
Die Blume selbst ihr Haupt empor.

Wir aber stehn und loben
Den guten Vater droben;
Er ruft den Lenz, er schmückt die Flur!
Ist nicht die weite Erde
Ein Lamm von seiner Heerde?
Er leitet sie an seiner Schnur.

Die Stern' in hohen Räumen
Die Blüthen auf den Bäumen
Sind alle seine Kinderschaar!
Er schaut mit Wohlgefallen
Hinab, und reichet allen
Die vollen Vaterhände dar.

Drum laßt uns hier im Freien
Ihm unsre Freude weihen!
Auch hier ist Gottes Heiligthum!
Ihn preisen Laub und Blüthe.
Verkünde seine Güte
Mein Herz, lobsinge seinem Ruhm!

So weckte der treue Lehrer in den Herzen der Kinder die Freude an der Natur, und heiligte sie durch Gesang und Andacht. So feierte er auch mit ihnen die heiligen Feste, im Winter des Abends bei brennenden Lichtern, und in schöner Jahreszeit in der freien Natur, und lehrte sie Gott, seine Schöpfung und das häusliche Leben werth achten und lieben. Zwar alles in Einfalt, aber so vereinte sich mit der innern Kraft die Anmuth und der fröhliche Sinn.

Der Sonntagabend.

Es war ein schöner stiller Sonntagabend im Sommer. Die Bewohner des Dörfleins saßen fast alle an den Thüren, und freuten sich der kühlen heitern Luft, und des fröhlich vollendeten Tages. Auch der alte treue Paul hatte sich unter dem Birnbaum gelagert, und ein Häuflein Kinder war um ihn versammelt. Die Sonne neigete sich. Da baten die Kinder Paul um ein Liedchen. Da sang er mit den Kindern:

Die untergehende Sonne.

Wie geht so klar und munter
Die liebe Sonne unter!
Wie schaut sie uns so freundlich an
Von ihrer hohen Himmelsbahn!

Das ist so ihre Weise.
Sie zeuget still und leise:
Wer flink am Tage Gutes thut,
Dem ist am Abend wohl zu Muth!

Sie läuft den Weg behende
Von Anfang bis zu Ende,
Erhellt und wärmt die ganze Welt
Aus ihrem himmlischen Gezelt.

Auf allen ihren Wegen
Ist lauter Licht und Seegen,
Dann schließt sie freundlich ihre Bahn
Und lächelt uns noch einmal an. —

Jetzt geht sie klar und munter
Am Abendhimmel unter!

Bald aus des Morgenhimmels Thor
Steigt sie mit neuem Glanz empor.

Drum wallet frohes Muthes,
Wie sie, und thuet Gutes!
Dann schließt ihr fröhlich euren Lauf,
Und steht frohlockend wieder auf!

Der Abendgesang lockte den Meier und seine Frau, so auch einige Nachbaren mit ihren Kindern unter den Birnbaum vor der Thür des Hauses. Die Sonne wollte eben untergehn. — Sie blicket jetzt die Erde an, sagte Paul, wie das Auge einer Mutter den Säugling anlächelt, wenn sie ihn in die Wiege gelegt hat, und nun die Decke über ihn ausbreitet. —

Es stehet ihr wohl an! sagte der Meier. Hat sie uns doch wieder einen schönen Tag gebracht. — Der ja auch ihren Namen führt! — setzte Paul hinzu.

Sie ist fürwahr ein Wunderwerk des Höchsten, fuhr der fromme Hausvater fort, — und ein Bild seiner Vaterliebe! Nach einem Weilchen setzte er hinzu: Aber bei all ihrem Glanz stehet doch der Mensch höher, als sie. —

Bei diesen Worten sah Wilhelm den Vater bedenklich an, und eine Frage schwebte auf seinen Lippen.

Der Vater verstand seine Gedanken von ferne, und sprach: Meinest du nicht, Wilhelm? — Was dünket dir edler, der Pflug, der die Erde durchwühlt, oder das Roß, welches ihn zieht?

Gewiß das Pferd — antwortete der Knabe — es hat Leben und Empfindung.

Der Vater: Und nun weiter, das Pferd oder der Ackersmann, der den Pflug und das Pferd lenket?

Wilhelm: Gewiß der Ackersmann ist edler. Denn der ist ein Mensch. —

Vater: Das Pferd ist doch so nützlich, und wir vermöchten schwerlich den Pflug zu ziehen, und den Acker ohne seine Kraft zu bauen. —

Wilhelm: Aber ich weiß doch nicht, warum es den Pflug ziehet. —

Vater: Weiß denn die Sonne, warum sie leuchtet? — Gehet sie nicht auch im Joche, wie ein Roß? — Kann sie ihr Antlitz erheben zu dem, der sie wunderbar gebildet hat, und zu ihm sagen: Mein Vater!

Alle schwiegen und blickten mit eigener Empfindung in die sinkende Sonne. Jedes Antlitz strahlte im Glanz der Abendröthe.

Sie wandelt schon Jahrtausende, fuhr der ernste Vater fort, ihre herrliche Bahn; und der Mensch blühet und fällt ab. — Aber es wird auch ihr ein Abend kommen, wo sie untergehen und nicht wieder erwachen wird. — Der Mensch ist unsterblich! „Er wird gesäet verweslich, aber er wird auferstehn unverweslich!“ —

Wir haben auch heute den Tag der Auferstehung, den Siegestag der Würde des Menschen und seines unvergänglichen Wesens gefeiert! fuhr der Vater fort. — Auch Er, der Heilige, neigte sein Haupt und verschied. Die Sonne verhüllte ihr Angesicht. — Die Liebe, der Glaube und die Hoffnung standen in dunkler Nacht und weinten. — Aber ein himmlisches Morgen-

roth umstrahlte die stille Felsgruft. Die Bande des Todes waren gelößt. — Er war erstanden. —

So in ernster Weise redete der Hausvater beim Untergang der Sonne. Als er schwieg, sangen alle einstimmig folgendes Lied:

Mag auch die Liebe weinen!
Es kommt ein Tag des Herrn.
Es muß ein Morgenstern
Nach dunkler Nacht erscheinen!

Mag auch der Glaube zagen!
Ein Tag des Lichtes naht.
Zur Heimath führt sein Pfad.
Aus Dämmrung muß es tagen!

Mag auch die Tugend kämpfen!
Es kommt ein Ruhetag!
Kein Sturmgewölk vermag
Der Sonne Strahl zu dämpfen!

Mag Hoffnung auch erschrecken!
Mag jauchzen Grab und Tod!
Es muß ein Morgenroth
Die Schlummernden einst wecken!

Unterdeß war die Sonne untergegangen. Der Abendstern glänzte am Himmel. Die Dämmerung lag auf den Hügeln und Thälern. Es war so stille, wie in einem Kämmerlein. Man hörte das Murmeln eines Wasserfalls von ferne. Die Gesellschaft saß schweigend und hörte. Da erscholl die Abendglocke aus dem Dorf. Der Meier erhob sich und gieng in seine Wohnung. Ihm folgten die andern.

roth umstrahlte die stille Felsgruft. Die Bande des Todes waren gelößt. — Er war erstanden. —

So in ernster Weise redete der Hausvater beim Untergang der Sonne. Als er schwieg, sangen alle einstimmig folgendes Lied:

Mag auch die Liebe weinen!
Es kommt ein Tag des Herrn.
Es muß ein Morgenstern
Nach dunkler Nacht erscheinen!

Mag auch der Glaube zagen!
Ein Tag des Lichtes naht.
Zur Heimath führt sein Pfad.
Aus Dämmrung muß es tagen!

Mag auch die Tugend kämpfen!
Es kommt ein Ruhetag!
Kein Sturmgewölk vermag
Der Sonne Strahl zu dämpfen!

Mag Hoffnung auch erschrecken!
Mag jauchzen Grab und Tod!
Es muß ein Morgenroth
Die Schlummernden einst wecken!

Unterdeß war die Sonne untergegangen. Der Abendstern glänzte am Himmel. Die Dämmerung lag auf den Hügeln und Thälern. Es war so stille, wie in einem Kämmerlein. Man hörte das Murmeln eines Wasserfalls von ferne. Die Gesellschaft saß schweigend und hörte. Da erscholl die Abendglocke aus dem Dorf. Der Meier erhob sich und gieng in seine Wohnung. Ihm folgten die andern.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Krummacher, Friedrich Adolf,

Festbüchlein Eine Schrift für das Volk

Bd.: 1. Der Sonntag

Reutlingen 1813

Asc. 2681 la-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10264121-9